



UvA-DARE (Digital Academic Repository)

Nationalismus, Konsum und politische Kultur im Europa der Zwischenkriegszeit

Föllmer, M.

Publication date

2011

Document Version

Final published version

Published in

Neue Politische Literatur

[Link to publication](#)

Citation for published version (APA):

Föllmer, M. (2011). Nationalismus, Konsum und politische Kultur im Europa der Zwischenkriegszeit. *Neue Politische Literatur*, 56(3), 427-453. <https://www.neue-politische-literatur.tu-darmstadt.de/index.php?id=3286&L=2%20%20%20%20%20%20%20%20Result%3A%20no%20post%20sending%20forms%20are%20found%3B>

General rights

It is not permitted to download or to forward/distribute the text or part of it without the consent of the author(s) and/or copyright holder(s), other than for strictly personal, individual use, unless the work is under an open content license (like Creative Commons).

Disclaimer/Complaints regulations

If you believe that digital publication of certain material infringes any of your rights or (privacy) interests, please let the Library know, stating your reasons. In case of a legitimate complaint, the Library will make the material inaccessible and/or remove it from the website. Please Ask the Library: <https://uba.uva.nl/en/contact>, or a letter to: Library of the University of Amsterdam, Secretariat, Singel 425, 1012 WP Amsterdam, The Netherlands. You will be contacted as soon as possible.

Nationalismus, Konsum und politische Kultur im Europa der Zwischenkriegszeit*

Nationalism, Consumption and Political Culture in Interwar Europe

This review article provides an overview of some recent work on the cultural history of interwar Europe as well as some general reflections on the interpretation of a period that has often been reduced to a plethora of deficiencies. Studies on nationalism from Hungary to Spain, on consumer culture in France or Germany, and on political culture from the comparatively stable Netherlands to Stalinist Moscow converge in bringing out the heterogeneous, open-ended and productive character of the 1920s and even the 1930s – decades that point not only to the Second World War but also to post-war developments. Such a perspective can also explain why extremist movements and dictatorships were legitimate outcomes of this complex modernity, while having to employ unprecedented violence to bring this modernity under control.

1. Einleitung

Nationalismus, Konsum und politische Kultur markieren drei zentrale Felder der jüngsten Historiographie zum Europa der Zwischenkriegszeit. Mit einiger Verspätung gegenüber der Frühen Neuzeit oder dem 19. Jahrhundert werden kulturhistorische Ansätze in letzter Zeit auch auf die zwei Jahrzehnte zwischen 1918 und 1939 angewandt. Die einschlägigen Studien beschäftigen sich nach wie vor überwiegend mit nationalen Kontexten, verstehen sich als Beiträge zur Geschichte Polens, Spaniens oder Großbritanniens. Doch stellen sie häufiger als früher länderübergreifende Bezüge her oder bieten sich zur Herstellung solcher Bezüge entlang bestimmter thematischer Linien an. Somit ermöglicht ihre Zusammenschau wichtige Einsichten zum zeitgenössischen Nationalismus, nicht zuletzt zu den Überschneidungen zwischen Konservatismus und Rechtsextremismus, zur kulturellen Antizipation und – partiellen – Verbreitung des Massenkonsums und zur aktivistischen und oft gewaltsamen, dabei aber bemerkenswert vielschichtigen Politik besonders der 1930er Jahre. Auf allen drei Themengebieten stellt sich die Periode weniger eindeutig dar als lange Zeit angenommen, und der synkretistische und ambivalente Charakter von Kulturen und Gesellschaften wird sichtbar. Synkretismus und Ambivalenz wurden zwischen den Kriegen weithin abgelehnt und bekämpft. Doch ließen sie sich auch von Radikalnationalisten, Faschisten und Stalinisten nur schwer überwinden. Die Kategorien von Freund und Feind, die Projekte der ‚Reinigung‘ ganzer Gesellschaften von wirklichen oder vermeintlichen Gegnern verstanden sich nicht von selbst, sondern mussten immer erst kulturell konstruiert und in soziale Beziehungen übersetzt werden. Ihre Anhänger gewannen erst Ende der 1930er Jahre eindeutig die Oberhand.

Eine vergleichende Betrachtung aktueller Studien zur Kulturgeschichte von Nationalismus, Konsum und Politik ergibt zwar noch kein Gesamtbild ‚Europas‘ zwischen den Kriegen, doch kann sie wichtige Gesichtspunkte zu einem solchen Gesamtbild beitragen. Zumindest legt sie Zweifel an einigen übergreifenden Darstellungen nahe. Verschiedene Synthesen, welche die europäische Geschichte zwischen 1918 und 1939 behandeln, spre-

* Für Anregungen und Kritik danke ich Rüdiger Graf und Joachim Häberlen.

chen im Einklang mit einer langen interpretatorischen Tradition den Zeitgenossen die mentale Modernisierungsfähigkeit weitgehend ab und sehen darin den wichtigsten Grund für deren Hang zur Unterstützung diktatorischer Regime. So betont Ulrich Herbert die Traditionsorientierung der europäischen Eliten und ‚Massen‘ in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts und erklärt so, warum die radikalnationalistische Mischung von technologischer Modernität und kultureller Antimodernität so erfolgreich war.¹ Walther Bernecker interpretiert die Periode zwischen 1918 und 1939 als „Zeit der Ausweglosigkeiten, der vergeblichen Bemühungen in allen Bereichen“ und schlussfolgert: „Die Klassen- und Massengesellschaft der Zwischenkriegszeit wurde von den Ideen des 19. Jahrhunderts beherrscht.“² In seiner knappen Einführung stellt Richard Overy die gesamte Periode unter das Rubrum einer ökonomischen, politischen und kulturellen Krise, in der Enttäuschungen über und Ängste vor Modernität faschistischen Bewegungen und autoritären Herrschern Vorschub geleistet hätten.³ Ähnlich liegt der Fluchtpunkt von Christophe Charles vergleichender Sozialgeschichte der „Krise der imperialen Gesellschaften“ Deutschland, Frankreich und Großbritannien 1940, in Niederlage und Ende der modernisierungsfähigen Dritten Republik, dem zwischenzeitlichen Erfolg des NS-Regimes und der patriotischen Selbstbehauptung der britischen Klassengesellschaft.⁴ Die Vielfalt und Dynamik der zeitgenössischen Konsumkultur, der sozialen Beziehungen und der diversen Erneuerungsvisionen (die nicht schon deshalb ‚unmodern‘ waren, weil uns so viele von ihnen zu Recht problematisch erscheinen) kann in solchen Deutungen kaum Berücksichtigung finden.⁵

Im Unterschied zu Herbert, Bernecker oder Overy sind andere Autoren eher bereit zuzugestehen, dass kulturelle Modernität zwischen den Kriegen selbst hochgradig ambivalent war. In der intellektuell ambitionierten und konsequent länderübergreifend angelegten Darstellung Gunther Mais geschieht dies auf etwas inkohärente Weise, wenn etwa im Kapitel zur Außenpolitik zunächst festgestellt wird, dass „Sieger und Verlierer nicht oder nur in der Ausnahme bereit“ gewesen seien, „den Bedingungen der industriellen Moderne [...] Rechnung zu tragen“, später jedoch den Diktaturen attestiert wird, „das Instrumentarium des modernen Interventionsstaates“ gezielter als die Demokratien in der internationalen Arena eingesetzt zu haben.⁶ In Mais Sicht waren die Zeitgenossen nach 1918 derart verunsichert, panisch und entfremdet, dass sie „in geschlossene weltanschauliche Systeme und radikale Lösungsangebote“ flüchteten, die eine „selektive Aneignung der *Moderne*“ (S. 9) verhiessen. Eliten und breite Bevölkerung weigerten sich, „die Konsequenzen aus der Unumkehrbarkeit industriegesellschaftlicher Modernisierung zu akzeptieren“ (S. 16) und zogen deshalb am Ende erneut in den Krieg. An anderer Stelle interpretiert Mai dagegen die Modernität der Zwischenkriegszeit differenzierter, betont, dass Demokratie wie Diktatur „nach 1918 ein

1 Ulrich Herbert: Europe in High Modernity. Reflections on a Theory of the 20th Century, in: Journal of Modern European History 5 (2007), S. 5-21, hier: S. 12ff.

2 Walther L. Bernecker: Europa zwischen den Kriegen 1914-1945, UTB, Paderborn 2002, S. 376, 359.

3 Richard Overy: The Inter-War Crisis, 2. überarb. Aufl., Longman, Harlow 2010.

4 Christophe Charles: La Crise des Sociétés Impériales. Allemagne, France, Grande-Bretagne 1900-1940. Essai d'histoire sociale comparée, Seuil, Paris 2001, S. 301-535.

5 Zur Zukunftsorientierung der Zeitgenossen vgl. Wolfgang Hardtwig (Hrsg.): Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit, Oldenbourg, München 2003; Rüdiger Graf: Die Zukunft der Weimarer Republik. Krisen und Zukunftsaneignungen in Deutschland 1918-1933, Oldenbourg, München 2008; Roxanne Panchasi: Future Tense. The Culture of Anticipation in France between the Wars, Cornell UP, Ithaca, NY 2009.

6 Gunther Mai: Europa 1918-1939. Mentalitäten, Lebensweisen, Politik zwischen den Weltkriegen, Kohlhammer, Stuttgart 2001, S. 203, 231.

sozio-politisches Experiment mit relativ offenen Erfolgsaussichten“ (S. 201) gewesen seien und dass die Epoche insgesamt als „Such- und Experimentierphase“ gelten müsse, in der sich „die alternativen Pfade in die Moderne unversöhnt gegenüber“ gestanden hätten (S. 250).

Mark Mazower geht insofern weiter als Mai, als er die Zeitgemäßheit autoritärer und faschistischer Diktaturen, des ethnischen Nationalismus und der wissenschaftlich informierten ‚Reinigung‘ ganzer Gesellschaften in den 1920er und 1930er Jahren in das Zentrum seiner Interpretation stellt. Diese seien durchaus logische (und insofern auch ‚legitime‘) Produkte der europäischen Moderne gewesen seien, aus damaliger Sicht mindestens ebenso sehr wie Demokratie und liberaler Universalismus.⁷ Mazower bietet damit eine Erklärung für die immense Anziehungskraft von Ideologien und Herrschaftspraxen, die häufig bloß negativ aus Defiziten abgeleitet werden. Sein Buch hat den Vorzug einer übergreifenden, die konkreten Ausführungen strukturierenden These, die sich in den thematischen oder länderspezifischen Unterkapiteln anderer Darstellungen oft verliert.⁸ Das geschieht jedoch um den Preis einer gewissen Einseitigkeit. Ansätze zur Wohlfahrtsstaat und Konsumgesellschaft kommen bei Mazower nur sehr am Rande vor, so dass sich ein simplifizierender Kontrast zu den stabilen, primär an privaten Präferenzen orientierten europäischen Gesellschaften seit 1945 ergibt.

Solche eindeutigen Kontinuitätslinien und überscharfen Dichotomien vermeiden eine Reihe weiterer Darstellungen der letzten Jahre, indem sie die Ambivalenz von Modernität zwischen 1918 und 1939 betonen. Ähnlich wie Mazower weisen die Autoren und Herausgeber darauf hin, dass Faschismus und Nationalsozialismus weithin als zeitgemäße Ideenkomplexe und Organisationsformen gesehen wurden, und dass der wissenschaftliche Fortschritt etwa zur Begründung von Eugenik und Euthanasie dienen konnte. Allerdings argumentieren etwa Autoren wie Conan Fischer und Julian Jackson, dass sich die 1950er und 1960er Jahre nicht ohne die konsumgesellschaftlichen und wohlfahrtsstaatlichen Tendenzen der Zwischenkriegszeit verstehen ließen.⁹ Bislang hat dieses Bewusstsein der Ambivalenz von Modernität aber noch nicht zu überzeugenden Gesamtdarstellungen geführt, hat womöglich sogar ihre Konzeption und Realisierung erschwert.¹⁰ Auch liegen die für eine befriedigende Integration kulturhistorischer Perspektiven nötigen Vorarbeiten zugegebenermaßen erst ansatzweise vor. Doch zumindest bieten die im Folgenden zu diskutierenden Studien viele neue Befunde und Überlegungen nicht nur zu Nationalismus, Konsum und Politik sondern auch allgemeiner zu den europäischen Gesellschaften zwischen 1918 und

7 Mark Mazower: *Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert*, Berlin 2000, Kap. I-IV.

8 Letzteres gilt etwa für Bernard Wasserstein: *Barbarism & Civilization. A History of Europe in Our Time*, Oxford UP, Oxford 2007.

9 Conan Fischer: *Europe between Democracy and Dictatorship 1900-1945*, Wiley Blackwell, Southerngate 2011, S. 187-198; Julian Jackson: *Introduction*, in: ders. (Hrsg.): *Europe 1900-1945 (Short Oxford History of Europe)*, Oxford UP, Oxford 2002, S. 1-15, hier: S. 3f., 11, 14f.; vgl. auch Gordon Martel: *Introduction: Europe in Agony, 1900-1945*, in: ders. (Hrsg.): *A Companion to Europe 1900-1945*, Blackwell, Malden 2006, S. xxi-xxx, bes. S. xxiiif., xxviiiif.; Robert Gerwarth: *Introduction*, in: ders. (Hrsg.): *Twisted Paths. Europe 1914-1945*, Oxford UP, Oxford 2007, S. 1-7, hier: S. 2ff.

10 Fischer: *Europe* (wie FN 9), ist primär konventionell-politikhistorisch ausgerichtet, das Kapitel über „competing modernities“ (S. 187-198) wirkt etwas isoliert. Jackson: *Europe 1900-1945* (wie FN 9) und Martel, *Companion to Europe* (wie FN 9) enthalten verschiedene nützliche Kapitel zu übergreifenden Themenkomplexen, jedoch kaum kulturhistorische Beiträge. Gerwarth: *Twisted Paths* (wie FN 9), ist ebenso wie Bernecker, *Europa* (wie FN 2) nach Nationalstaaten bzw. europäischen Regionen strukturiert. Das hat offensichtliche konzeptionelle Nachteile, aber in beiden Fällen überzeugt die Einbeziehung der oft vernachlässigten kleineren Länder.

1939. Setzt man sie zueinander in Beziehung, nähert man sich einem neuen Gesamtbild der Periode, das eine Vielzahl sozialer und kultureller Phänomene einbezieht, ohne sie vor-schnell auf politische Radikalisierung und Gewalteskalation zuzurechnen, sich dabei aber nicht der Erklärung von Faschismus, Nationalsozialismus oder Stalinismus verweigert.

2. Nationalismus

Die Nationalismusforschung ist seit längerem ein fest etablierter Zweig der Geschichtswissenschaft. Ihre Aufmerksamkeit galt lange vorrangig dem 19. Jahrhundert als klassischer Epoche der Nationalbewegungen, Nationalstaatsgründungen und gesellschaftlichen Nationalisierungsprozesse.¹¹ Inzwischen deutet sich jedoch insofern eine interessante Verschiebung an, als vermehrt die *longue durée* pränationaler politischer Ordnungen und Mentalitäten bis 1914 betont wird.¹² Das scheint die bereits vor einem Jahrzehnt geäußerte Vermutung Heinz-Gerhard Haupts zu bestätigen, dass der europäische Nationalismus als zentrales Problem eher des 20. denn des 19. Jahrhunderts zu verstehen sei.¹³ Aus dieser Perspektive muss neu und mit dem Methodenarsenal der Kulturgeschichte analysiert werden, inwiefern und aus welchen Gründen die Nation zur zentralen Ordnungsvorstellung und Zielvision der Nachkriegszeit ab 1917 avancierte und warum ihre Attraktivität auch in den folgenden Jahrzehnten nicht nachließ. So lässt sich auch der verbreitete Kurzschluss vermeiden, grundlegende Konflikte der Zwischenkriegszeit zu direkt aus dem Ersten Weltkrieg selbst, aus den Inkohärenzen der in den Pariser Vorortverträgen fixierten Nachkriegsordnung oder aber retrospektiv aus den Effekten des Zweiten Weltkriegs abzuleiten.¹⁴

Eine Konsequenz aus diesem Interesse am Nationalismus in der Zwischenkriegszeit ist, die gewaltsame Übergangsphase zwischen sich abrupt auflösenden multiethnischen Imperien und neuen, ihrerseits nicht ethnisch homogenen Staaten zu untersuchen. Interessante Beiträge zu diesem Komplex enthält ein Themenheft der Zeitschrift *Contemporary European History*, das aus dem in Dublin angesiedelten Projekt „Paramilitary Violence after the First World War, 1917-23“ hervorgegangen ist. Sie gehen von der Beobachtung aus, dass im Machtvakuum der unmittelbaren Nachkriegszeit paramilitärische Einheiten insofern als ‚parastaatliche‘ Kräfte agierten, als sie auf die Bildung eines jeweils neuen Nationalstaates zielten. Im Unterschied zu legitimer militärischer Gewalt sei paramilitärische Gewalt durch ethnozentrische Ideologien motiviert gewesen und habe sich bewusst gegen Zivilisten gerichtet, um die Grenzziehung in umkämpften ethnischen Mischzonen zu bestimmen, der – wirklichen oder vermeintlichen – bolschewistischen Gefahr zu begegnen, die eigene Ge-

11 Vgl. den Überblick von Siegfried Weichlein: Nationalbewegungen und Nationalismus in Europa, WBG, Darmstadt 2006.

12 Andreas Fahrmeir: Revolutionen und Reformen. Europa 1789-1850, Beck, München 2010; Jörn Leonhard/Ulrike von Hirschhausen: Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2010.

13 Heinz-Gerhard Haupt: War vor allem das 20. Jahrhundert das Jahrhundert des europäischen Nationalismus?, in: Jahrbuch für Europäische Geschichte 1 (2000), S. 31-50.

14 Vgl. z. B. die Kritik von Dejan Djoki : Elusive Compromise. A History of Interwar Yugoslavia, Hurst, London 2007. Der Autor argumentiert, dass die jugoslawische Konstruktion keineswegs von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen sei. Vielmehr habe es zahlreiche Versuche gegeben, den Konflikt zwischen Serben und Kroaten auszutarieren, weswegen Jugoslawien auch bis zur Invasion der Achsenmächte intakt geblieben sei.

meinschaft zu zementieren und tiefe Spuren in den Körpern und Seelen der Anderen zu hinterlassen.¹⁵

Wie dieser Prozess konkret vonstatten ging, zeigt Julia Eichenberg in einem aufschlussreichen vergleichenden Aufsatz zur Gewalt gegen Zivilisten in Südirland und Ostpolen.¹⁶ Die *Irish Republican Army* setzte Guerillataktiken ein, um zunächst für die Unabhängigkeit und dann gegen den Irischen Freistaat, der 1921 die sechs nordirischen Grafschaften dem Vereinigten Königreich überließ, zu kämpfen. Truppen, die nominell der neu formierten polnischen Armee angehörten, agierten angesichts des Machtvakuumms nach 1918 *de facto* als paramilitärische Verbände, um die Grenzen zur Ukraine und zu Litauen in ihrem Sinne zu beeinflussen. In beiden Fällen wurden Zivilisten zur Zielscheibe von Angriffen, weil man sie der Illoyalität verdächtigte, insbesondere der Spionage oder des Partisanentums. Dies musste nicht zwangsläufig Tötungen bedeuten; als körperlicher Übergriff wurde oft das Scheren von Haaren eingesetzt, weil es die Ehre und Würde angeblicher Verräter(innen) beschädigte und sich zur öffentlichen Demonstration von Macht eignete. Solcher Machtdemonstration dienten auch die häufigen Brandstiftungen, die zudem symbolisch für die Reinigung von Gemeinschaften standen und angesichts chronischen Waffenmangels auch praktische Vorzüge hatten. In beiden Fällen dienten nationalkatholische Diskurse zur Legitimation von Gewalt und wurden umgekehrt durch Gewaltausübung in soziale Praxis umgesetzt. Allerdings bestand insofern ein wichtiger Unterschied, als in Südirland räumlich und kommunikativ eng verbundene Bevölkerungsgruppen erst voneinander getrennt werden mussten, während in Ostpolen mobile paramilitärische Truppen auf fremde Lokalgesellschaften stießen. Dort wurde die jüdische Minderheit, die unter dem Generalverdacht der nationalen Illoyalität stand, in besonderem Maße zur Zielscheibe von Attacken, die von Pogromen zum brutalen Scheren von Bärten und Schläfenlocken reichten.

Die paramilitärische Gewalt der Nachkriegsjahre warf also unter anderem die Frage auf, welche Zukunft Juden in den umkämpften ethnischen Mischzonen Osteuropas haben würden. Das galt auch dort, wo sie weniger ideologisch motiviert war, wie im Falle der von Joshua Sanborn untersuchten *warlords* während des Russischen Bürgerkriegs.¹⁷ Diese nutzten den Zerfall des imperialen Staates, um ihre militärische Erfahrung und individuelle Autorität zur Terrorisierung ganzer Landesteile einzusetzen. Dabei knüpften sie an die ethnischen Massendeportationen während des Ersten Weltkriegs an, die sich besonders gegen Juden gerichtet hatten, und initiierten ganze antisemitische Pogromserien, denen allein in der Ukraine zwischen 50,000 und 200,000 Menschen zum Opfer fielen. Die meisten *warlords* agierten gegen die Bolschewiki, doch unterschied sich ihr Vorgehen strukturell kaum von dem vieler lokaler Kommandanten der Roten Armee. Solche Praktiken wurden im Lager der ‚Roten‘ toleriert, weil Mobilisierungsleistung und Gewaltausübung im Bürgerkrieg gegen die ‚Weißen‘ als notwendig erachtet wurden. Russische *warlords* bieten ein interessantes Beispiel paramilitärischer Gewalt, das jedoch insofern Zweifel an den in der Einlei-

15 Julia Eichenberg/John Paul Newman: Introduction. Aftershocks: Violence in Dissolving Empires after the First World War, in: *Contemporary European History* 19 (2010), S. 183-194. Im Folgenden wird der interessante, aber thematisch weniger einschlägige Artikel von Ryan Gingeras: Beyond Istanbul's ‚Laz Underworld‘. Ottoman Paramilitarism and the Rise of Turkish Organised Crime, 1908-1950, in: ebd., S. 215-230 nicht diskutiert.

16 Julia Eichenberg: The Dark Side of Independence. Paramilitary Violence in Ireland and Poland after the First World War, in: ebd., S. 231-248.

17 Joshua Sanborn: The Genesis of Russian Warlordism. Violence and Governance during the First World War and the Civil War, in: ebd., S. 195-213.

tung zum Themenheft formulierten allgemeinen Überlegungen aufwirft, als hier keine ‚para-staatliche‘ oder gemeinschaftsbildende Stoßrichtung erkennbar ist.

In der Übergangsphase zwischen Staatszerfall und Staatsbildung wurde paramilitärische Gewalt zu einem Exportartikel, etwa bei südslawischen Heimkehrern aus russischer Gefangenschaft. Sie versuchten, die verbleibende Autorität Österreich-Ungarns zu unterminieren und wollten zum Teil sogar Kroatien revolutionieren. Wie John Paul Newman zeigt, fanden sie damit bei der kriegsmüden Landbevölkerung Anklang, deren Unmut sich zunächst gegen adlige Landbesitzer und dann gegen die einrückende serbische Armee richtete.¹⁸ Gleichzeitig versuchten habsburgtreue Offiziere, die so genannten Frankisten, die diffuse politische Stimmung zu nutzen und Widerstand gegen die Integration Kroatiens in die neue jugoslawische Monarchie zu mobilisieren, wobei sie auf das transnationale konterrevolutionäre Netzwerk im Ostmitteleuropa der Nachkriegszeit zurückgriffen.¹⁹ Letztlich gab es jedoch keine mit anderen Ländern vergleichbare Dynamik von Revolution und Gegenrevolution. Das lag an der Integrationskraft der antimilitaristischen Bauernpartei Stjepan Radić, die den kroatischen Nationalismus gleichzeitig artikulierte und mäßigte, und auch daran, dass Zagreb nie zu einem mit Wien oder Budapest vergleichbaren Zentrum sozialistischer Agitation wurde. Als jedoch Radić 1928 im Parlament erschossen wurde und ein halbes Jahr später König Alexander zur Diktatur übergang, flackerten sowohl der bäuerliche Paramilitarismus als auch die Aktivitäten rechtsradikaler Offiziere wieder auf, die in der Gründung der faschistischen Organisation *Ustascha* mündeten.

Damit ist ein zentrales Argument dieses informativen, empirische Fallstudien mit weiteren europäischen Perspektiven verbindenden Themenheftes angesprochen, das auf die längerfristigen Konsequenzen der paramilitärischen Gewalt nach 1917 zielt. Im Kontext von Staatszerfall und ethnischen Auseinandersetzungen habe sich eine „wider culture of violent rhetoric, uniformed politics and street fighting“²⁰ herausgebildet, die prägend für Politik, Gesellschaft und Kultur besonders Ostmitteleuropas von den 1920er zu den 1940er Jahren gewesen sei. Demgegenüber bleibt die Frage, warum die paramilitärische Gewalt um 1923 wieder zu einem Ende kam, weitgehend offen. Verschiedene Gründe klingen an, etwa die Repression kroatischer Unabhängigkeitsbestrebungen durch die serbische Armee sowie deren Kanalisierung durch Radićs Bauernpartei, die generelle Rekonstruktion des staatlichen Gewaltmonopols in Osteuropa oder die Entscheidung Leo Trotzki, der selbst Züge eines *warlord* trug, auf Staatsbildung und ökonomische Organisation zu setzen.²¹ Doch ebenso wie seit einiger Zeit nach der Transformation von Kriegs- in Nachkriegsgesellschaften gefragt wird, sollten auch die Übergänge von paramilitärischer Gewalt zur relativen Zivilität ab ca. 1923 genauer untersucht und systematischer erfasst werden, als es von diesem Themenheft geleistet wird. Die weit reichende Hypothese, dass „in this process of ‚taming‘ irregular soldiers, post-imperial nation states also internalised their violent or extreme ideology“²² würde dabei wohl einer präziseren Bestimmung von Veränderungen und Kontinuitäten weichen.

18 John Paul Newman: Post-imperial and Post-war Violence in the South Slav Lands, 1917-1923, in: ebd., S. 249-265.

19 Vgl. dazu Robert Gerwarth: The Central European Counter-Revolution: Paramilitary Violence in Germany, Austria and Hungary after the Great War, in: *Past & Present* 200 (August 2008), S. 175-209.

20 Robert Gerwarth/John Home: The Great War and Paramilitarism in Europe, 1917-23, in: *Contemporary European History* 19 (2010), S. 267-273, S. 271.

21 Newman: Post-imperial and Post-war Violence (wie FN 18), S. 262ff.; Eichenberg/Newman: Introduction (wie FN 18), S. 193; Sanborn: Genesis of Russian Warlordism (wie FN 17), S. 213.

22 Eichenberg/Newman: Introduction (wie FN 15), S. 184.

Einen breiteren Ansatz zur Historisierung des Nationalismus in der Zwischenkriegszeit, der die paramilitärische Gewalt der Nachkriegszeit berücksichtigt, aber auch längerfristige Faktoren in den Blick nimmt, verfolgt Paul A. Hanebrinks Studie zu Christentum, Antisemitismus und ungarischer Identität.²³ Nach 1918 herrschte weithin Erbitterung über Béla Kuns Budapester Räterepublik sowie über Grenzen und Status Ungarns, wie sie in den Pariser Vorortverträgen fixiert worden waren. Das Leitbild des christlichen Ungarn ermöglichte es, solche Ressentiments mit einer positiven Erneuerungsperspektive zu verbinden. Eine zentrale Rolle spielte der Wettstreit zwischen Katholiken und Calvinisten (ca. 20% der ungarischen Bevölkerung) um die Definition dessen, was ‚Ungarn‘ ausmachte. Anders als im liberalen, elitären Nationalismus des 19. Jahrhunderts war dabei kein legitimer Ort für die jüdische Minderheit vorgesehen. Stattdessen machten zahlreiche Kleriker und Publizisten Juden für angebliche Desintegrationstendenzen verantwortlich und propagierten eine Besinnung auf das Christentum als Kern nationaler Identität. Dabei kamen ihnen die – stark antisemitische – Gegenrevolution sowie die Etablierung von Admiral Miklós Horthys Militärregime 1919/20 zu Gute, auch wenn sich die Kirchen selbst von terroristischer Gewalt distanzieren.

Über diese defensive Orientierung hinaus zielten die religiösen Nationalisten auf die Wiedergeburt der ungarischen Gemeinschaft aus der Apokalypse der Nachkriegszeit. Zwar brachte dies immer wieder konfessionelle Spannungen mit sich, etwa um den Sinn des Tages des Heiligen Stephan (an dem der erste Christen auf dem ungarischen Königsthron gedacht wurde), doch wurden diese von den eher säkular ausgerichteten regierenden Konservativen eingedämmt. Das Ergebnis war eine Art Wettstreit, in dem die Katholiken ihre ordnungsstiftende Leistung und die Calvinisten ihre ethnische Homogenität und Volksnähe betonten, sich aber beide Seiten in der Ausgrenzung der jüdischen Minderheit einig waren. Den Rechtsextremen der 1930er Jahre, insbesondere der Pfeilkreuzlerbewegung, ging dies jedoch nicht weit genug.²⁴ Ihre gesellschaftspolitische Radikalität war christlichen wie säkularen Konservativen suspekt, während sie bei jüngeren calvinistischen Pfarrern und katholischen Laien Resonanz fand. Die Grenzen zwischen dem Leitbild des ‚christlichen Ungarn‘ und dem rassistischen Antisemitismus der Pfeilkreuzler verflossen zunehmend. Folglich trugen kirchliche Vertreter legislative Maßnahmen gegen die jüdische Minderheit mit, wobei katholische Kleriker im Unterschied zu calvinistischen Vertretern zumindest die Rechte von Konvertiten energisch verteidigten. Gefangen in ihrem christlichen Nationalismus versuchten beide Kirchen zwar, die Deportation und Ermordung der ungarischen Juden während des Zweiten Weltkriegs zu mildern und Ausnahmen zu erreichen, sahen sich aber zu prinzipieller Kritik außerstande.

Hanebrinks Buch ist besonders klar geschrieben und auf Grund der breiten Kontextualisierung auch für in der ungarischen Geschichte unbewanderte Leser verständlich. Seine Stärke liegt in der genauen, von einem übergreifenden Argument geleiteten Analyse von Kirchenpolitik und Ideenlandschaft der Zwischenkriegszeit. Dadurch leistet er einen wichtigen Beitrag nicht nur zur Geschichte Ungarns sondern auch zum historisch informierten Verständnis seiner Gegenwart – angesichts des jüngsten Aufschwungs von Rechtsradikalismus und Antisemitismus mehr, als es der Verfasser bei Abschluss seines 2006 erschienenen Buches ahnen konnte. Demgegenüber erfährt man wenig über die gesellschaftliche

23 Paul A. Hanebrink: In Defense of Christian Hungary. Religion, Nationalism, Antisemitism, 1890-1944, Cornell UP, Ithaca, NY 2006.

24 Vgl. dazu Margit Szöllösi-Janze: Die Pfeilkreuzlerbewegung in Ungarn. Historischer Kontext, Entwicklung und Herrschaft, Oldenbourg, München 1989.

Verankerung des christlichen Nationalismus. Es wird nicht recht klar, warum breite Bevölkerungsschichten ihn mittrugen, aber zunehmend so starke Sympathien für den rassistischen Antisemitismus entwickelten, dass Kirchenvertreter zögerten, ihre Autorität auch nur in mildeste Form öffentlich für Juden einzusetzen. An manchen Stellen weist der Verfasser auf den Unmut über die soziale Dominanz konservativer Eliten hin, doch wäre die Stoßrichtung dieses diffusen Protestklimas gegen die jüdische Minderheit in weiteren, zum Beispiel regionalhistorisch ansetzenden Arbeiten zu analysieren.

Gegenüber Hanebrinks konziser Monographie hat Stephanie Zlochs fast 600 Textseiten umfassendes Buch zum polnischen Nationalismus in der Zwischenkriegszeit den Vorzug, stärker nach Strömungen und Kontexten zu differenzieren.²⁵ Gegen das Genre der in nur unwesentlich überarbeiteter Form publizierten deutschen Qualifikationsarbeit mag man einiges einwenden, doch in diesem Fall lohnt sich die Lektüre jeder einzelnen Seite, zumal an keiner Stelle der übergreifende Zusammenhang aus dem Blick gerät (wenngleich Zwischenresümées hilfreich gewesen wären). Zloch fragt mit Blick auf Wahlkämpfe, politische Feste, das Schulwesen, die kommunale Selbstverwaltung und die Thematisierung des polnisch-sowjetischen Krieges danach, wie verschiedene Nationsentwürfe in einer multiethnischen, von neuen Integrations- und Partizipationsanforderungen bestimmten Gesellschaft miteinander konkurrierten. Eine eindeutige Entwicklungstendenz lässt sich dabei nicht ausmachen; der interessante Befund liegt gerade in den Kontroversen um die Definition des neuen Nationalstaats, dessen Grenzen, politische Verfassung und soziale Ordnung anfangs nicht festgelegt waren und auch später umstritten blieben. Im Polen der Zwischenkriegszeit wurden alle wesentlichen politischen Fragen als nationale Fragen verhandelt, was die pluralistische Anerkennung legitimer Konkurrenz wesentlich erschwerte und gleichzeitig eine prinzipielle Offenheit des Nationalismus bewirkte.

Ausgangspunkt der Studie ist der demokratische Gestaltungsoptimismus bei Sozialisten, Bauernparteien und Teilen der Katholischen Kirche nach 1918. Dieser verband sich mit dem Leitbild ‚Volkspolens‘, das eine Lösung der sozialen Frage verhieß und auch Frauen einbezog. Gutsbesitzer und konservative Kleriker, die Polen als harmonischen Organismus imaginierten, setzten jedoch ihre paternalistische Autorität effektiv innerhalb des neuen institutionellen Rahmens ein. Die autoritären Regierungen seit der Machtübernahme Marschall Piłsudskis 1926 betonten primär die Integration gesellschaftlicher und ethnischer Heterogenität durch den Staat, konnten damit aber die Kontroversen um die Definition der Nation nicht beenden – weshalb das Piłsudski-Regime auch nicht den Fluchtpunkt der Studie darstellt. In der zunehmend polarisierteren Atmosphäre der 1930er Jahre wurde der Nationalismus verstärkt zur gegenseitigen Diffamierung eingesetzt. Besonders die um Einfluss ringenden Nationaldemokraten agitierten gegen die angebliche jüdisch-bolschewistische Unterwanderung und sehnten den nächsten Krieg herbei. Zur selben Zeit gab es aber auch weitere Versuche, insbesondere in der Lehrerschaft und der Bauernbewegung, gegen den Staatsnationalismus des Piłsudskiregimes einen polnischen Weg zur Demokratie zu bestimmen. Hier fanden auch ethnische Minderheiten, insbesondere Juden, Anschlussmöglichkeiten.²⁶ Die Zukunft Polens als nationale Gesellschaft und Nationalstaat war bei Kriegsausbruch also keineswegs festgelegt.

25 Stephanie Zloch: *Polnischer Nationalismus. Politik und Gesellschaft zwischen den beiden Weltkriegen*, Böhlau, Köln 2010.

26 Zu den jüdischen Bestrebungen, sich in die polnische Nation zu integrieren, vgl. Katrin Steffen: *Jüdische Polonität. Ethnizität und Nation im Spiegel der polnischsprachigen jüdischen Presse*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2004.

Stephanie Zlochs Studie verweist damit auf breiter Quellenbasis und mit großer Souveränität im Urteil auf die prinzipielle Offenheit nationaler Selbstdefinitionen im Europa der Zwischenkriegszeit. Zu einem ähnlichen Befund gelangt, wenn auch eher indirekt, Alejandro Quiroga Analyse der Bemühungen Miguel Primo de Riveras (1923-1930), die Nationsbildung Spaniens zu forcieren.²⁷ Im Unterschied zu Ostmittel- und Südosteuropa oder Irland gab es auf der iberischen Halbinsel keine unklaren Grenzen und umkämpften ethnischen Mischzonen, und trotz sozialistischer Agitation und der desaströsen militärischen Interventionen in Marokko nach 1918 auch keine nennenswerte paramilitärische Gewalt. Es lässt sich durchaus argumentieren, dass sich Spanien auf dem Weg zu einer modernen, demokratischen Gesellschaft befunden habe, die von der Nichtbeteiligung am Ersten Weltkrieg profitierte – bis König Alfonso XIII. die Entscheidung traf, Pläne zu einem Militärputsch zu unterstützen.²⁸ Das war eine wesentliche Weichenstellung, die es ermöglichte, nationalkatholische Werte durch die Agenturen der Armee, Schule, der Partei *Unión Patriótica* und der Miliz *Somaten Nacional* zu propagieren und Liberale, Linke, katalanische Regionalisten und baskische Nationalisten zu Feinden Spaniens zu erklären. Als Versuch der autoritären Gesellschaftsformierung scheiterte Primo de Riveras Nationalisierung der Massen, weil sie eine Gegenreaktion bewirkte, die in der Gründung der spanischen Republik 1931 mündete. Wie Quiroga betont, ließ sie jedoch die Grenzen zwischen Konservatismus und Faschismus verschwimmen und legte damit wichtige, bislang unterschätzte Grundlagen für Ideologie und Praxis des Franco-Regimes.

Primo de Rivera und seine Anhänger waren davon überzeugt, dass sich Spanien seit der Niederlage gegen die USA 1898 in einer tiefen Krise befände und diese durch einen nationalen, von Militär, Zentralstaat und Katholischer Kirche gesteuerten Regenerationsprozess überwinden müsse. Sie unterdrückten politische Gegner durch Repression und Zensur, verbreiteten die eigenen Werte durch offizielle Propaganda und ersetzten das Parlament durch eine korporative Kammer. Dabei ließen sie sich bei allen katholischen Elementen vor allem vom italienischen Faschismus inspirieren, mit dem sie die Betonung von nationaler Krise und Regeneration teilte.²⁹ Grundlegend für Primo de Riveras Diktatur war die nationsbildende Mission der Armee, die sich in Ritualen, ideologischen Schulungen und physischer Ertüchtigung niederschlug, aber in der Praxis nicht weit gedieh. Im Schulwesen wurden die Rolle des kastilischen Spanisch gestärkt, patriotische Zeremonien veranstaltet und die Gesinnung der Lehrer überwacht. Allerdings scheiterte dieses Indoktrinierungsprogramm sowohl an finanziellen Grenzen als auch an der wachsenden Unzufriedenheit vieler Pädagogen mit der Bevormundung durch Inspektoren. Der staatliche Einfluss war auch Katholiken nicht geheuer, wie die Proteste gegen die Einführung einheitlicher Lehrbücher in den Sekundarschulen zeigen. In Katalonien rief der Versuch der Nationalisierung durch

27 Alejandro Quiroga: Making Spaniards. Primo de Rivera and the Nationalization of the Masses, 1923-30, Palgrave Macmillan, Basingstoke 2007.

28 Dieses Argument, das gegen eine lange historiographische Tradition die Offenheit der spanischen Entwicklung betont, etwa bei Santos Juliá: España sin Guerra Civil, in: ders.: Hoy no es ayer. Ensayos sobre la España del siglo XX, RBA Libros, Madrid 2010, S. 123-159, hier: S. 130-138. Vgl. demgegenüber Mary Vincent: Spain 1833-2002. People and State, Oxford UP, Oxford 2007, die den Schlüssel zu Spaniens „problematischer Entwicklung“ in der Struktur- und Legitimitätsschwäche des Staates (statt, wie oft behauptet, in einem defizitären Nationalbewusstsein) sieht.

29 Aufschlussreich zur wechselseitigen Beobachtung und Beeinflussung der beiden Regime: Thies Schulze: Die Zukunft der Diktaturen: Der Niedergang der Diktatur Miguel Primo de Riveras aus der Perspektive des Mussolini-Regimes, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 58 (2010), S. 134-156.

Sprache ohnehin breite Gegnerschaft hervor. Letztlich prägte Primo de Riveras Diktatur vor allem das Offizierskorps selbst sowie jenen Teil der Gesellschaft, der sich auch dann noch in der *Somatén Nacional* oder der *Unión Patriótica* engagierte, als diese Organisationen an gesellschaftlicher Akzeptanz immer weiter einbüßten. Mithin führte gerade das weitgehende Scheitern der nationalkatholischen Gestaltungsambitionen zur Ausbildung einer rechtsextremen Bewegung, die bereits wenige Jahre später in Bürgerkrieg und Francodiktatur ihr Comeback erleben sollte.

Insgesamt vermitteln die besprochenen Arbeiten ein Bild von der Breite des Nationalismus im Europa der Zwischenkriegszeit. Stimuliert durch die Offenheit der politischen Situation nach 1918 von den umkämpften ethnischen Mischzonen Ostmittel- und Südosteuropas bis zum nur vermeintlich ruhigeren Spanien versuchte eine Vielzahl rechter Gruppierungen, ‚ihre‘ jeweilige Nation zu definieren und zu formen. Dazu dienten ihnen in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen paramilitärische Gewalt, staatliche Machtmittel, Feindbildpropaganda und die Mobilisierung älterer und neuer konstruierter Gemeinschaften. In ganz Europa verwischten Konservative dabei bewusst die Grenzen zum Rechtsextremismus. Diese Tendenz ist seit langem bekannt, doch die Nationalismusforschung bietet hierzu neue Erkenntnisse, ob zum Leitbild des ‚christlichen Ungarn‘ oder zum Nationalkatholizismus Primo de Riveras, zu den Voraussetzungen des nationalsozialistischen Aufstiegs in der deutschen Provinz oder zur anfänglich breiten Popularität von Oswald Mosleys British Union of Fascists.³⁰ Dagegen führt die typologische Analyse des Faschismus vor allem dort weiter, wo es um Kernbereiche rechtsextremer Bewegungen wie etwa die Gewaltkultur der SA und der *squadristi* oder das Aufbruchs- und Revitalisierungsdenken von Intellektuellen wie Giovanni Gentile und Politikern wie Joseph Goebbels geht.³¹ Für die Analyse der breiteren sozialen Verankerung des Rechtsextremismus scheint sie sich dagegen weniger zu eignen. In seiner umfassenden Geschichte Italiens unter Mussolini äußert R. J. B. Bosworth sogar Skepsis, ob der Faschismusbegriff den Mischungsverhältnissen zwischen Ideologie und Praxis des Regimes und einer in eine Vielzahl regionaler Kontexte zerfallenden, primär familienorientierten Gesellschaft gerecht werden könne.³² Daraus lässt sich allgemeiner folgern, dass die konkreten Durchsetzungschancen radikalnationalistischer Parolen in Italien wie im übrigen Europa letztlich begrenzt blieben. Wie insbesondere aus Stephanie Zlochs breit angelegter Untersuchung zu Polen hervorgeht, gab es unterschiedliche Nationalismusvarianten, die Teil komplexer, nur schwer steuerbarer sozialer und kultureller Landschaften waren, was auch die Wirkung klassischer Agenturen der Nationsbildung wie Armee oder Schule untergrub. Die Differenziertheit europäischer Gesellschaften in einer Zeit der Mobilisierung und Partizipation tritt noch stärker hervor, wenn die Dynamik der zeitgenössischen Konsumkultur in den Blick genommen wird.

30 Peter Fritzsche: *Wie aus Deutschen Nazis wurden*, Pendo, Zürich 1999; Martin Pugh: *Hurrah for the Blackshirts! Fascists and Fascism in Britain Between the Wars*, Cape, London 2005; vgl. auch Martin Blinkhorn: *The Fascist Challenge*, in: Martel, *Companion to Europe* (wie FN 9), S. 309-325.

31 Sven Reichardt: *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadristismus und in der deutsche SA*, Böhlau, Köln 2002; Roger Griffin: *Modernism and Fascism. The Sense of a Beginning under Mussolini and Hitler*, Palgrave Macmillan, Basingstoke 2007.

32 R. J. B. Bosworth: *Mussolini's Italy. Life Under the Dictatorship*, Allen Lane, London 2005, S. 561-572.

3. Konsum

Nationalismus und politische Gewalt prägten die europäische Geschichte der Zwischenkriegszeit. Doch ergäbe die ausschließliche Betonung dieser Dimensionen ein einseitiges Bild einer Periode, die ebenso von neuen technologischen Entwicklungen, Werbemethoden und Nachfragemustern bestimmt wurde. Sicher ist richtig, dass die zeitgenössische Konsumkultur oft selbst in den wohlhabenderen Teilen Europas eher außeralltäglich und imaginär war, als dass sie das Leben breiter Bevölkerungsschichten geprägt hätte. Aber deswegen sollte keineswegs übersehen werden, welche eigenständige Bedeutung in dieser Hinsicht den Jahrzehnten zwischen den Weltkriegen zukam. Die Zeitgenossen (und Zeitgenossinnen) zeichneten sich vielfach durch ein ausgeprägtes Bewusstsein der Modernität ihrer eigenen Gegenwart aus, das auch ihre Verhaltensweisen bestimmte. Sie waren keineswegs mehrheitlich traditionellen Denkmustern verhaftet, und sie fügten sich auch nicht bloß in säkulare Kontinuitäten ein.³³ Wie im Folgenden anhand dreier neuerer Studien zu zeigen sein wird, reagierten sie vielmehr durch Erwerb und Aneignung von Kleidungsstücken, Einfamilienhäusern oder Büchern auf gesellschaftliche Veränderungen und produzierten diese selbst mit.

Mary Lynn Stewart zeigt in einer vorzüglichen Monographie, wie die französische Textil- und Modeindustrie den Trend zum Massenkonsum mitgestaltete, indem sie Kleidung in vereinfachter Form und auf massenhafter Basis herstellte, moderne Stilelemente wie geradere Linien und bewegungsfreundlichere Schnitte einführte und ihre Produkte verstärkt nach Übersee exportierte.³⁴ Hierbei spielten verschiedene Designerinnen eine zentrale Rolle, was die Bedeutung Coco Chans als der heute bei weitem prominentesten unter ihnen etwas relativiert. Entwürfe für Filmkostüme, ästhetische Anleihen aus den Kolonien, die Beteiligung an Ausstellungen dekorativer Kunst sowie gezeichnete Illustrationen in Katalogen unterstrichen den kulturellen Anspruch französischer Mode. Dem maternalistischen Klima der Zeit zum Trotz wurden ganz überwiegend aktive und selbständige Frauen statt Mütter gezeigt. Modezeitschriften und Warenhauskataloge vermittelten zwischen Designerinnen und Käuferinnen mit neuen Ansprüchen und interpretierten dabei Stilelemente wie geradere Silhouetten und bewegungsfreundlichere Schnitte so, dass sie als Teil einer modernisierten Föminität verstanden werden konnten.

Die Qualität von Stewarts sorgfältig recherchiertem und konzeptionell ambitioniertem Buch erweist sich besonders darin, dass es den Trend zur Konsumgesellschaft als spannungsreichen Prozess analysiert. Die gegenüber der Vorkriegszeit breitere Publizität und stärkere Exportorientierung leisteten Imitationen Vorschub. *Haute couture*-Designer(-innen) reagierten darauf zunächst mit wenig erfolgreichen juristischen Gefechten und dann zunehmend mit eigenen *ready to wear*-Angeboten, die häufig in Warenhäusern oder im Versand erhältlich waren. Zusammen mit günstigen Stoffen und Schnittmustern trug dies zur Demokratisierung von Mode bei, allerdings auf Kosten von Status und Arbeitsbedingungen der Näherinnen in den Modefabriken. Ein weiterer Konflikt folgte aus dem Vordringen von Kleidungsstücken und Accessoires, die vor 1914 noch klar männlich konnotiert waren. Die

33 Zur Traditionsverhaftung vgl. Herbert: *Europe* (wie FN 1), S. 12; Richard Bessel: *Society*, in: Jackson: *Europe 1900-1945* (wie FN 9), S. 116-136, stellt die Folgen von Krieg und ökonomischer Krise in das Zentrum seiner Darstellung und konzediert gleichzeitig, dass diese „against a background of long-term positive change“ (S. 131) zu sehen seien.

34 Mary Lynn Stewart: *Dressing Modern Frenchwomen. Marketing Haute Couture, 1919-1939*, Johns Hopkins UP, Baltimore 2008.

französischen Modezeitschriften sprachen sich nicht für das Tragen von Hosen außerhalb des Skisports aus, fanden jedoch gerade Linien, karierte Tweedstoffe und Bügelfalten akzeptabel und sogar dezidiert weiblich. Diese Haltung, die Stewart treffend „hybrid feminism“ (S. XII) nennt, schloss das Eintreten für politische und ökonomische Emanzipation ein und überlebte auch das vermeintlich konservative Klima der 1930er Jahre. Das Resultat war ein Bild der ‚modernen‘ Frau, die beruflich aktiv war, Möglichkeiten zur individuellen Wahl wahrnahm und ihren Körper durch Sport formte, ohne dabei mädchenhaft zu sein oder auf das Angebot eines flexiblen Korsetts zu verzichten.

Stewarts Studie über die französische Damenmode läuft mithin auf eine Geschichte der partiellen Demokratisierung von Konsumchancen hinaus. Vor allem aber betont sie die Anpassungs- und Erneuerungsfähigkeit der Mittelschichten nach dem vermeintlichen Ende des bürgerlichen Zeitalters. Darin deckt sie sich mit Martin Pughs Sozialgeschichte Großbritanniens in der Zwischenkriegszeit.³⁵ Pugh argumentiert gegen das Bild einer von ökonomischer Depression, Arbeitslosigkeit und gesellschaftlichem Konservatismus geprägten Periode, wie es die Lektüre mancher Erinnerungen oder zeitgenössischer Sozialreportagen im Stile von George Orwells *The Road to Wigan Pier* (1937) nahelegt. Stattdessen rückt er Shopping, Hausbesitz, Familienleben und Freizeit in das Zentrum einer Geschichte des graduellen Fortschritts hin zu einer zivileren, wohlhabenderen Gesellschaft. Die 21 Kapitel des Buches zeichnen sich durch Anschaulichkeit und Detailreichtum aus. Unter anderem erfährt man, dass dank modernisierter Vertriebssysteme der Konsum von Gemüse, Eiern, Milch und Fleisch zunahm, produktionstechnische Verbesserungen einen Boom von Dosenfrüchten, Brotaufstrichen und *corn flakes* ermöglichten und die Briten bereits 1928 eine Million Tüten Kartoffelchips zu sich nahmen. Trotz verbreiteter – und teilweise durchaus berechtigter – Skepsis gegenüber der modernen Medizin verbesserte sich die gesundheitliche Versorgung der Bevölkerung, was sich insbesondere am Rückgang der Kindersterblichkeit und den neuen Möglichkeiten, Diabetes oder Diphtherie zu behandeln, zeigte. Ferner wurden die Briten und Britinnen freizeitorientierter; sie besuchten Nachtclubs, Kinos oder Fußballstadien und rauchten Zigaretten, während sie Alkohol in gemäßigteren Formen konsumierten.

Mäßigkeit war in Pughs Sicht überhaupt der dominante Modus der britischen Gesellschaft zwischen den Kriegen. Die Gegensätze zwischen rauer proletarischer Kultur und moralischen Reformbewegungen, wie sie die viktorianische Epoche bestimmt hatten, verloren an Bedeutung, was sich in einer verringerten Kriminalität – trotz vermehrter medialer Aufmerksamkeit und der Popularität der Romane Agatha Christies – und sogar in Schließungen überflüssiger Gefängnisse niederschlug. Weite Teile der Bevölkerung konzentrierten sich auf Konsum und vor allem familiäres Privatleben. Befürchtungen über den zerstörerischen Einfluss ‚moderner‘ Frauenideale erwiesen sich als unbegründet. Tatsächlich nahmen die Heiratszahlen zu, weil die vorwiegend männliche Emigration zurückging und die demographischen Folgen des Krieges bald ausgeglichen werden konnten. Beide Geschlechter strebten nach emotionaler Sicherheit, familiärem Privatleben und sexueller Erfüllung innerhalb der Ehe, wie der Verkaufserfolg von Marie Stopes' Ratgeber *Married Love* zeigt. Zeitschriften und Magazine propagierten eine Lebensform, in der Frauen auch ohne Dienstboten ihr Heim sauber hielten (und allenfalls gelegentliche Ausflüge in das örtliche *Women's Institute* unternahmen), ihre Ehemänner sich im Garten betätigten und die Kinder mehr Spielzeug und Taschengeld erhielten. Dies stimulierte den Markt für Einfamilienhäu-

³⁵ Martin Pugh: ‚We Danced All Night‘. A Social History of Britain Between the Wars, Bodley Head, London 2008.

ser, der zudem von standardisierten Formaten, preisgünstigen Materialien und großzügigem Bauland insbesondere im Südosten des Landes profitierte. Erst jetzt avancierte der Besitz des eigenen suburbanen Heims – meist *semi-detached* – zur verbreiteten Praxis in den Mittelschichten und zum Kern einer *property-owning democracy*.

Dass die *property-owning democracy* nicht nur von Konservativen, sondern auch von der Labour Party propagiert wurde und in Nordengland verschiedene *building societies* Arbeiterfamilien Zugang zum Hausbesitz eröffneten, ist charakteristisch für das von Pugh entworfene Gesamtbild der britischen Gesellschaft. Zwar gesteht er eine Reihe klassenspezifischer Einstellungen und Praktiken zu – etwa die größere Toleranz gegenüber Affären in der Oberschicht, gegenüber Gewalt in der Arbeiterschaft und gegenüber vorehelicher Sexualität unter der Landbevölkerung –, aber letztlich gaben für ihn die Mittelschichten die Richtung der Entwicklung zur Konsumgesellschaft vor. Das zeitgenössische Streben nach Hausbesitz, familiärem Privatleben und Freizeit hat *Ross McKibbin* bereits vor einiger Zeit in systematischerer, weniger anekdotischer Form herausgearbeitet.³⁶ Doch betont McKibbin stärker die Gegensätze innerhalb wie zwischen den sozialen Klassen und erklärt so, warum die Mittelschichten zwar in den 1930er Jahren politisch dominierten, aber in Weltkrieg und Nachkriegszeit gegenüber der Arbeiterschaft wieder an Boden einbüßten. Pughs Darstellung der britischen Gesellschaft wirkt dagegen trotz Passagen zu ländlichem Protest, Arbeitslosigkeit und dem frustrierten Traditionalismus mancher Aristokraten etwas spannungsarm, so dass man sich fragt, woher dann die von ihm selbst an anderer Stelle betonten rechtsextremen Potenziale in der britischen Gesellschaft hergekommen sein sollen.³⁷ Auch macht er letztlich wenig aus dem Anspruch, im Unterschied zu McKibbin und anderen *britische* Sozialgeschichte zu schreiben. Zwar wird man über ökonomischen Niedergang und Identitätssuche in Schottland und Wales sowie über die nachlassende Begeisterung für das Empire informiert, doch die Belege und Anekdoten in den übrigen Teilen des Buches stammen fast ausschließlich aus England. Trotz dieser Kritikpunkte bringt Pugh die Entwicklung zu einer um Konsum und Privatsphäre kreisenden Gesellschaft, die bis heute nachwirkt und anhält, in Form einer anschaulichen und lesbaren, an ein breiteres Publikum gerichteten *social history* auf den Punkt.

Eine Erfolgsgeschichte der Mittelschichten zwischen den Kriegen scheint sich mit der zeitgenössischen Prominenz bürgerlicher Niedergangsdiskurse zu beißen. Politische und gesellschaftliche Demokratisierungsprozesse, die vermeintlich europaweite Gefahr bolschewistischer Revolutionen sowie ökonomische Prozesse wie Unternehmenskonzentration oder Inflation stellten einer verbreiteten Ansicht zufolge Lebensformen und Wertvorstellungen der Mittelschichten in Frage. Dass dies in Großbritannien, wo es nie zu einer starken revolutionären Bewegung kam, die Demokratisierung graduell und weitgehend unter konservativen Vorzeichen erfolgte und die Wirtschaftskrisen primär die Arbeiterschaft trafen, anders war, mag noch einleuchten. Doch Gideon Reuveni Buch zum Leseverhalten in der Weimarer Republik läuft im Kern auf eine ähnliche Revision für Deutschland hinaus.³⁸ Reuveni These ist, dass das zeitgenössische Reden von der ‚Krise‘ des Buches tatsächlich eine Reaktion auf dessen Erfolgsgeschichte war, die mit dem Vordringen bürgerlicher Wertvorstellungen einherging. Die Verbürgerlichung der deutschen Gesellschaft durch die Verbreitung des Lesens ging auf Kosten der im 19. Jahrhundert etablierten kulturellen Hege-

36 Ross McKibbin: *Classes and Cultures. England 1918-1951*, Oxford UP, Oxford 1998.

37 Pugh, *Hurrah for the Blackshirts!* (wie FN 30).

38 Gideon Reuveni: *Reading Germany. Literature and Consumer Culture in Germany Before 1933*, Berghahn, New York 2006.

monie des Bildungsbürgertums, was in der Sorge um das Schicksal des ‚guten Buches‘ seinen diskursiven Niederschlag fand. Doch diese Krisenrhetorik kann nicht zum Nennwert genommen werden und wurde auch nicht allgemein geteilt. Äußerungen und konkrete Analysen von Buchhändlern, Bibliothekaren und Verlegern, auf die sich Reuveni Untersuchung weitgehend stützt, zeichnen ein differenzierteres und positiveres Bild des Lesens als integralem Bestandteil einer sich ausbreitenden Konsumkultur.

Weil Bücher und Lesen in Deutschland stark weltanschaulich aufgeladen waren, wurden sie häufig im Zusammenhang mit größeren gesellschaftlichen Veränderungen diskutiert. Die unterschiedlichen Diagnosen konvergierten in der Überzeugung, dass sich Bücherzugang und Leseverhalten im Zuge von ‚Auflösung des Bürgertums‘, ‚Proletarisierung‘ und ‚Vermassung‘ tiefgreifend änderten. Aufgrund der verbreiteten Hoffnung auf nationale Integration durch bürgerliche kulturelle Autorität wurden solche Veränderungen oft als negativ empfunden. Doch im breiten Konsens, dass Büchern eine grundsätzliche Bedeutung zukam, sieht Reuveni einen Beleg für die weitreichende Akzeptanz bürgerlicher Wertvorstellungen und Lebensformen. Ungeachtet der Krisenrhetorik gab es in der deutschen Gesellschaft vielfältige Anpassungsprozesse an die veränderten Gegebenheiten des Buchmarkts. Samuel Fischer, Ernst Rowohlt oder Eugen Diederichs stärkten ihre eigene Position als programmatische Verleger und verbanden dies mit Innovationen, etwa in Gestalt preiswerterer Ausgaben und effizienterer Vertriebswege. Mittelschichten wie Arbeiterschaft gaben ausweislich von Haushaltsbüchern einen erheblichen Anteil ihres Einkommens für Konsumgüter aus, darunter auch und gerade Bücher und Zeitschriften. Interessanter Weise wuchs dieser Anteil zwischen Jahrhundertwende und späten 1920er Jahren immer weiter an, so dass selbst in kleinen Arbeiterwohnungen zunehmend Bücherregale standen. Dass sich in der Weimarer Republik die gesellschaftliche Breitenwirkung von Radio und Kino in Grenzen hielt,³⁹ heißt umgekehrt, dass die Zeitgenossen ihr Bedürfnis nach Kulturkonsum primär durch Lesestoff verwirklichten.

Vor diesem Hintergrund machten sich Straßenhändler sowie die Betreiber von Bahnhofsbuchhandlungen und Zeitungskiosken die Verbindung von Konsum, Lesen und Mobilität zu Nutze. Sie wurden damit Teil der städtischen Landschaft und beeinflussten die Ästhetik von populären Zeitungen und Magazinen, die nun zunehmend Passanten ansprechen musste. Dagegen setzten Zeitschriften, die ihren Abonnenten neben Information und Unterhaltung eine Versicherung boten, auf das Bedürfnis nach Stabilität. Unterschiedlichen Publikations- und Vertriebsformen war der Trend zur Kommerzialisierung auf einem umkämpften Markt gemeinsam, der sich in immer professioneller gestalteten Werbeanzeigen manifestierte. Dadurch wurde – den zeitgenössischen Klischees über den modernen ‚Massenmenschen‘ zum Trotz – Konsum als Lebensform in einer individualisierten Gesellschaft propagiert. Ähnliche Entwicklungen gab es auch im Buchhandel, der Bücher gleichzeitig als Kulturträger und als Produkte verstand, sie entsprechend bewarb und gestaltete, bei kommerziellen Leihbibliotheken, welche die Nachfrage nach günstigem und unterhaltsamem Lesestoff bedienten, und bei Buchklubs, die den zuvor bürgerlich konnotierten Besitz von Klassikerausgaben weithin zugänglich machten. Diese Ausdifferenzierung von Lesekultur und Publikationsmarkt wurde von den Konsument(-inn)en vorangetrieben und rief gerade deshalb negative Reaktionen bei denjenigen Zeitgenossen hervor, die nach wie vor auf nationalkulturelle Integration setzten. Daraus und aus bürgerlichen Selbstvergewisserungsbe-

³⁹ Reuveni folgt hier dem grundlegenden Aufsatz von Karl-Christian Führer: Auf dem Weg zur ‚Massenkultur‘? Kino und Rundfunk in der Weimarer Republik, in: *Historische Zeitschrift* 262 (1996), S. 329-381.

dürfnissen erklärt sich die hysterisch anmutende Debatte über die Bekämpfung von ‚Schmutz- und Schundliteratur‘, die von allen gesellschaftlichen Gruppen gelesen wurde und sich daher nicht verbieten ließ.

Einmal mehr erweist die Analyse von Lesekultur und Publikationsmarkt die Differenziertheit der sich ausbreitenden Konsumgesellschaft zwischen den Kriegen. Die Zeitgenoss(-inn)en fragten literarische Klassiker und erotische Literatur, Kartoffelchips und Einfamilienhäuser, Kinofilme und ‚moderne‘ Kleider nach. Damit stimulierten sie die Weiterentwicklung einer ganzen Reihe von Branchen, die in vielen Fällen klug auf die knappen Konsumbudgets in wirtschaftlich schwierigen Zeiten reagierten. Die Studien von Mary Lynn Stewart und Gideon Reuveni verfolgen diesen Trend im Detail und mit analytischer Übersicht, während Martin Pugh ihn in den Mittelpunkt einer Gesamtdarstellung der britischen (letztlich englischen) Gesellschaft stellt. Alle drei Autoren verflüssigen die verbreitete Dichotomie zwischen ‚goldenen‘ oder doch positiven 1920er und ‚krisengeschüttelten‘ 1930er Jahren zugunsten eines neuen Verständnisses der Zwischenkriegszeit als dynamischer, in vieler Hinsicht auf die 1950er und 1960er Jahre verweisenden Periode. Sie betonen Anpassungsfähigkeit und Ausstrahlungskraft statt Krise und Niedergang der zeitgenössischen Mittelschichten. Ferner ist ihren Studien gemeinsam, dass sie auf endogene Züge von Konsumkultur und entstehender Konsumgesellschaft verweisen, statt sie als ‚Amerikanisierung‘ zu beschreiben.⁴⁰

Es wäre an der Zeit, diese Interpretationsverschiebung, die sich bereits seit den 1990er Jahren abzeichnet,⁴¹ zum Anlass für ein verändertes Gesamtbild der Periode zu nehmen. Über den Konsum im engeren Sinne hinaus waren die 1920er und 1930er Jahre eine Zeit, in der sich verstärkt individualisierte Ansprüche artikulierten. Das schlug sich in einem erweiterten Verständnis legitimer Weiblichkeit in der deutschen und britischen populären Presse ebenso nieder wie in der Erwartung spanischer Eltern an katholische Privatschulen, die Persönlichkeitsentwicklung ihrer Kinder zu fördern, statt sie unter Anwendung von Körperstrafen in ein hierarchisches System zu zwingen.⁴² Gleichzeitig entwickelten sich nationale Selbstbilder, die solche Ansprüche integrierten, statt nach ihrer Überwindung zu streben, etwa das der englischen *property-owning democracy* oder das Image Frankreichs als Land der Mode und des – im *Guide Michelin* definierten – guten, regional differenzierten Essens.⁴³ Ähnliches ließe sich in den Selbstbildern ostmittel- und südosteuropäischer Nationen wohl nur schwer finden. Dennoch würde es sich lohnen, die Geschichte von Konsumkultur und entstehender Konsumgesellschaft nicht nur in Pariser Kaufhäusern, südeuropäischen *suburbs* und deutschen Bahnhofsbuchhandlungen sondern auch in Warschau, Prag

40 Im Unterschied etwa zu Victoria de Grazia: *Irresistible Empire: America's Advance through Twentieth Century Europe*, Harvard UP, Cambridge, MA 2005.

41 McKibbin, *Classes and Cultures* (wie FN 36); Christine Keitz: *Reisen als Leitbild. Die Entstehung des modernen Massentourismus in Deutschland*, dtv, München 1997; Siân Reynolds: *France Between the Wars. Gender and Politics*, Routledge, London 1996.

42 Moritz Föllmer: *Auf der Suche nach dem eigenen Leben. Junge Frauen und Individualität in der Weimarer Republik*, in ders./Rüdiger Graf (Hrsg.): *Die "Krise" der Weimarer Republik*, Campus, Frankfurt a. M. 2005, S. 287-317; Adrian Bingham: *Gender, Modernity, and the Popular Press in Inter-War Britain*, Clarendon, Oxford 2004; Till Kössler: *Toward a new Understanding of the Child. Catholic Mobilization and Modern Pedagogy in Spain, 1900-1936*, in: *Contemporary European History* 18 (2009), S. 1-24, hier: S. 9ff.

43 Stephen L. Harp: *Marketing Michelin: Advertising and Cultural Identity in Twentieth-Century France*, Johns Hopkins UP, Baltimore 2001.

oder Budapest zu verfolgen.⁴⁴ Auf diese Weise könnte sich die Geschichtswissenschaft einem angemessenen komplexen Bild der europäischen Kultur- und Sozialgeschichte zwischen den Kriegen nähern. Die Interpretation der 1930er Jahre mit ihren tiefgreifenden Konflikten würde dadurch allerdings nicht unbedingt einfacher. Wie verschiedene neuere Studien zeigen, zeichnete sich dieses Jahrzehnt durch eine große Vielfalt politischer Neuentwürfe aus.

4. Politische Kultur der 1930er Jahre

Die verbreitete schlichte Trennung zwischen (vorsichtig) positiv zu bewertenden 1920er und krisenhaften 1930er Jahren lässt sich im Lichte der neueren Forschung nicht mehr aufrechterhalten. Das gilt auch dann, wenn man die politische Kultur der europäischen Gesellschaften in den Blick nimmt. Zweifellos unterminierte die ökonomische Depression die Ansätze zu internationaler Kooperation, setzte sich in mehreren Ländern die autoritäre oder extreme Rechte durch und gerieten selbst etablierte Demokratien zunehmend unter Legitimationsdruck. Doch geht man über solche trivialen Aussagen hinaus und bezieht dabei einschlägige neuere Forschungsbefunde ein, wird das Bild erheblich vielfältiger. So wird etwa deutlich, dass die sich trotz schwieriger wirtschaftlicher Bedingungen weiter ausbreitende Konsumkultur unterschiedlichen politischen Richtungen zu Gute kommen konnte. Sie wurde mit beträchtlichem Erfolg vom NS-Regime vereinnahmt, dass dadurch ein synkretistisches, gerade auch für vermeintlich unpolitische Deutsche attraktives Gesicht erhielt.⁴⁵ Doch der gemäßigte Konservatismus in England profitierte in den 1930er Jahren ebenfalls vom breiten Streben nach Konsum, technischer Modernität und Hausbesitz. Angeführt von Stanley Baldwin gelang es den *Tories*, mit einem antisozialistischen, die Rolle des Individuums betonenden und gleichzeitig patriotischen Narrativ Mittelschichten (und zwar anders als vor dem Ersten Weltkrieg sowohl Anglikaner als auch Nonkonformisten) wie nicht gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft anzusprechen. In der ländlichen Bevölkerung waren sie ohnehin tief verankert, und in allen Teilen der Gesellschaft wählte die Mehrheit der Frauen konservativ.⁴⁶ In Deutschland gab es durchaus vergleichbare Ansätze zu einem demokratiekompatiblen Konservatismus, doch sollten sie sich erst in den 1950er Jahren durchsetzen.⁴⁷

44 So könnte etwa der Fokus von Nathaniel D. Wood: *Becoming Metropolitan. Urban Selfhood and the Making of Modern Cracow*, Northern Illinois UP, DeKalb, IL 2010 auch auf die Zwischenkriegszeit angewandt werden. Selbst in der Sowjetunion der 1930er Jahre gab es stärkere Ansätze zur Konsumgesellschaft, als man zunächst meinen könnte, vgl. David L. Hoffmann: *Stalinist Values. The Cultural Norms of Soviet Modernity, 1917-1941*, Cornell UP, Ithaca, NY 2003, S. 118-145; Julie Hessler: *A Social History of Soviet Trade: Trade Policy, Retail Practices, and Consumption, 1917-1953*, Princeton UP, Princeton, NJ 2004, S. 197-247.

45 Shelley Baranowski: *Strength through Joy. Consumerism and Mass Tourism in the Third Reich*, Cambridge UP, Cambridge 2004; Jonathan Wiesen: *Creating the Marketplace. Commerce and Consumption in the Third Reich*, Cambridge UP, Cambridge 2010.

46 Ross McKibbin: *Parties and People. England 1914-1951*, Oxford UP, Oxford 2010, S. 69-105; Philip Williamson: *Stanley Baldwin. Conservative Leadership and National Values*, Cambridge UP, Cambridge 1999.

47 Thomas Mergel: *Das Scheitern des deutschen Tory-Konservatismus. Die Umformung der DNVP zu einer rechtsradikalen Partei 1928-1932*, in: *Historische Zeitschrift* 276 (2003), S. 323-368; Frank Bösch: *Die Adenauer-CDU. Gründung, Aufstieg und Krise einer Erfolgspartei (1945-1969)*, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 2001.

Die jüngsten Arbeiten zum Nationalismus beziehungsweise zur Konsumkultur haben mithin auch zur Erhellung des breiten politischen Spektrums zwischen Nationalsozialismus und gemäßigtem Konservatismus beigetragen. Dagegen wird die europäische Linke derzeit weniger intensiv erforscht als früher. Das sollte jedoch keineswegs dazu führen, ihre unterschiedlichen Ausprägungen und Erscheinungsformen im Europa der 1930er Jahre zu vernachlässigen. Bei näherem Hinsehen zeichnet sich eine große Vielfalt an Reaktionen auf die paneuropäische rechtsextreme Herausforderung ab, die nicht in ‚Krise‘ oder Verteidigung von Sozialismus und Demokratie aufgeht.⁴⁸ Antifaschistische Aktion, Einheitsfront-Entwürfe und weitreichende Pläne für eine staatliche Bekämpfung der Wirtschaftskrise hatten unter belgischen, französischen und spanischen Sozialisten Konjunktur und wurden auf internationalen Kongressen diskutiert.⁴⁹ Die skandinavischen Sozialdemokraten bildeten Koalitionsregierungen mit Bauernparteien. In Schweden und Norwegen verabschiedeten sie Konjunkturprogramme und soziale Reformen, deren tatsächliche oder vermeintliche Effekte sie öffentlichkeitswirksam für sich beanspruchen und zum Erfolgsbeweis des ‚skandinavischen Modells‘ erheben konnten.⁵⁰ In der Schweiz waren die Sozialdemokraten weit von einer ähnlich einflussreichen Position entfernt, konnten jedoch zumindest im Zeichen der „geistigen Landesverteidigung“ gegen das nationalsozialistische Deutschland die Integration in einen neuen nationalen Konsens anstreben.⁵¹

In einem ähnlichen Spannungsfeld bewegten sich auch die von Bernard Rulof behandelten Sozialdemokraten in den Niederlanden.⁵² Sie traten vergleichsweise moderat auf, erreichten aber nie die starke Stellung ihrer schwedischen oder norwegischen Genossen. Ebenso wie Katholiken, Reformierte und – mit Abstrichen – Liberale bewegten sie sich primär innerhalb eines fest gefügten sozialmoralischen Milieus. Daher kamen sie zu keinem Zeitpunkt über 20-25% der Parlamentssitze hinaus und regierten zwar in den Städten, traten aber erst 1939 zum ersten Mal in ein Kabinett der nationalen Integration ein. Rulof argumentiert jedoch, dass sich die *verzuiling*, die viel besungene Stabilität der aus sich wechselseitig tolerierenden ‚Säulen‘ bestehenden niederländischen Gesellschaft, für die Zeitge-

48 Vgl. Anson Rabinbach: *The Crisis of Austrian Socialism. From Red Vienna to Civil War 1927-1934*, University of Chicago Press, Chicago, IL 1983; Julian Jackson: *The Popular Front in France. Defending Democracy 1934-1938*, Cambridge UP, Cambridge 1988. Die politologische Analyse von Giovanni Capoccia: *Defending Democracy. Reactions to Extremism in Interwar Europe*, Johns Hopkins UP, Baltimore 2005 argumentiert anhand von Belgien, Finnland und der Tschechoslowakei, dass die erfolgreiche Verteidigung der Demokratie in den 1930er Jahren weniger von der Linken als von Politikern der Mitte abhing, die integrative und repressive Strategien kombinierten.

49 Gerd-Rainer Horn: *European Socialists Respond to Fascism. Ideology, Activism and Contingency in the 1930s*, Oxford UP, New York/Oxford 1996; ders.: *From ‚Radical‘ to ‚Realistic‘: Hendrik de Man and the International Plan Conferences at Pontigny and Geneva, 1934-1937*, in: *Contemporary European History* 10 (2001), S. 239-265.

50 Mary Hilson: *The Nordic Model. Scandinavia since 1945*, Reaktion Books, London 2008, S. 19, 25, 36f., 40f., 60, 94f. Zum Revisionismus der schwedischen Sozialdemokratie seit der Jahrhundertwende vgl. Sheri Berman: *The Primacy of Politics. Social Democracy and the Making of Europe's Twentieth Century*, Cambridge UP, Cambridge 2006, S. 152-176.

51 Josef Mooser: *Die „Geistige Landesverteidigung“ in den 1930er Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 47 (1997), S. 685-708, hier: S. 701ff. Mooser weist allerdings auf den begrenzten Erfolg der sozialdemokratischen Integrationsbemühungen hin, vgl. ebd., S. 703ff.

52 Bernard Rulof: *Een leger van priesters voor een heilige zaak. SDAP, politieke manifestaties en massapolitiek 1918-1940*, Wereldbibliotheek, Amsterdam 2007. Zentrale Befunde und Argumente auch in ders.: *Selling Social Democracy in the Netherlands: Activism and its Sources of Inspiration during the 1930s*, in: *Contemporary European History* 18 (2009), S. 475-497.

nossen nicht so eindeutig darstellte. Vielmehr zeigte sich die *Sociaal-Democratische Arbeiderspartij* (SDAP) besorgt über den Vormarsch der Nationalsozialisten in Deutschland und den überraschend geringen Widerstand der vermeintlich so vorbildlichen SPD. Gerade in den 1930er Jahren versuchte sie intensiv, die Partizipations- und Mobilisierungsbereitschaft ihrer Anhänger zu erhalten, eine wirtschaftspolitisch wie emotional überzeugende Antwort auf die Depression zu bieten und neue Wählerschichten anzusprechen. Dazu revitalisierte und erweiterte die SDAP ihr aus der Vorkriegszeit stammendes und nun etwas verstaubtes Repertoire an Symbolen und Ritualen. Sie bemühte sich mit der zeitgenössischen Reklame entlehnten Methoden um neue Wählerschichten und griff die breite Sehnsucht nach einer ‚warmen‘, auf dem Leitbild der *gemeenschap* basierenden Politik auf.

In seiner lesenswerten Studie analysiert Rulof im Detail, wie dieser Anpassungs- und Erneuerungsprozess aussah. Die herkömmlichen Maifeiern wurden aufwändiger und attraktiver gestaltet, unter anderem mit Fackelzügen, Kinderfesten und Auftritten von musikalischen Ensembles und Amateurtheatergruppen, für die sogar das Amsterdamer Ajaxstadion genutzt wurde. Um die öffentliche Sichtbarkeit zu erhöhen, verlagerten sich die Demonstrationen von den Arbeitervierteln in die Stadtzentren. Inszenierung und Rhetorik betonten vermehrt die Gemeinsamkeiten zwischen Sozialdemokraten und anderen toleranten und freiheitsliebenden Niederländern und parallel dazu die Abgrenzung von russischen Kommunisten wie deutschen Nationalsozialisten (obwohl oder gerade weil beide Bewegungen innenpolitisch keine ernsthafte Bedrohung darstellten). Dadurch moralisch gestärkt, warb die SDAP intensiv für ihren *Plan van de Arbeid*, der dem von der Haager Regierung favorisierten orthodox liberalen Sparkurs eine aktive Konjunktur- und Infrastrukturpolitik entgegensetzte. Die staatliche Zählung und Steuerung des Kapitalismus avancierte zu einer optimistischen, Vernunft wie Gefühle ansprechenden Vision, die sich auf Großdemonstrationen artikulieren, in Liedern besingen, auf Flaggen und Plakaten verbildlichen und in griffige Slogans wie *Ons plan vor ons volk* oder *Het plan brengt welvaart* verpacken ließ.

Dieser schwungvolle Reformismus war nicht zuletzt von der Einsicht des belgischen Sozialisten Hendrik de Man, des Erfinders des *Plan van de Arbeid*, und kritischer SPD-Funktionäre wie Carlo Mierendorff inspiriert, dass man Rechtsextremismus und Depression nicht länger mit der deterministischen Vorstellung eines homogenen Proletariats begegnen könne. Ferner bediente sich die SDAP des Methodenarsenals der zeitgenössischen Reklamewirtschaft, das nahelegte, die Propaganda auf unterschiedliche Zielgruppen mit ihren jeweiligen Vorstellungswelten und Emotionen auszurichten. Der direkte Erfolg all dieser Bemühungen hielt sich jedoch in engen Grenzen, denn bei den Wahlen von 1937 gewannen die Sozialdemokraten lediglich einen einzigen Parlamentssitz hinzu. Aufgrund der *verzuiling* der niederländischen Gesellschaft waren die Grenzen zwischen den Milieus kaum zu überwinden. Letztlich hatten die Erneuerung der Maifeiern und die Kampagne für den Plan primär innerparteiliche Wirkung, insofern als sie die noch 1933 bei Mitgliedern und Funktionären vorherrschende Missstimmung überwinden, die Wandlung der SDAP zu einer Reformpartei vorantrieben und damit den Eintritt in die Koalitionsregierung mit der *Rooms-Katholieke Staatspartij* im August 1939 vorbereiteten. Im Einklang mit der jüngsten politischen Kulturgeschichte⁵³ geht es Bernard Rulof aber weniger um Erfolg oder Misserfolg als um Form und Stil von Politik. So besehen ist es in der Tat ein interessanter Befund, dass die niederländischen Sozialdemokraten in den 1930er Jahren ihre reformerische Neuorientierung mit

53 Vgl. Thomas Mergel: Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 574-606.

einer Erneuerung von Feierkultur und Propaganda verbanden und dabei ebenso auf das Leitbild der Nation rekurrierten wie auf die zeitgenössische Konsumkultur eingingen.

Jessica Wardhaughs Studie zur politischen Kultur im Frankreich der 1930er Jahre liegt ein ähnliches Interesse an Demonstrationen und Inszenierungen zu Grunde. Doch während Rulof aus dem Genre der einer Partei gewidmeten Monographie neue Funken schlägt, geht Wardhaugh konsequent relational vor.⁵⁴ Sie zeigt, wie das Leitbild des *peuple* von linken wie von rechten Kräften beansprucht und konstruiert wurde. Die politische Atmosphäre in der späten Dritten Republik war fluider und konfrontativer als in den vergleichsweise stabilen und friedlichen Niederlanden. In den Jahren der Depression, die in Frankreich später einsetzte aber länger dauerte als etwa in Deutschland, geriet das parlamentarische System unter starken Druck. Sowohl rechtsextreme Organisationen wie die *Croix de Feu*, die später in die *Parti Social Français* übergingen, als auch die Kommunistische Partei machten sich diese Schwäche der etablierten Politik zu Nutze und konkurrierten gleichzeitig direkt und nicht selten gewaltsam um öffentliche Sichtbarkeit und Macht. Das ist für sich genommen keine neue Erkenntnis, doch die Originalität von Wardhaughs Buch besteht darin, dass sie Gemeinsamkeiten und Austauschprozesse zwischen ‚links‘ und ‚rechts‘ in den Blick nimmt, statt beide Lager jeweils für sich genommen zu untersuchen. Die Autorin argumentiert plausibel, dass ihr Ansatz gegenüber den vielen mit der Linken sympathisierenden Studien eine größere analytische Distanz ermögliche und über die mittlerweile erschöpfte Debatte um den faschistischen oder bonapartistischen Charakter der *Croix de Feu* und der *Parti Social Français* hinaus führe.⁵⁵

Ihre Studie „In Pursuit of the People“ beginnt mit den antiparlamentarischen Demonstrationen am 6. Februar 1934. Rechtsradikale Blätter setzten die Zahl der Teilnehmer hoch an und stilisierten sie zu einem Beleg für populäres Aufbegehren gegen ein angeblich korruptes System. Dieser Anspruch wurde von Sozialisten und Kommunisten heftig bestritten, die ihrerseits den 6. Februar 1934 als faschistischen Umsturzversuch darstellten und die Bedeutung der sechs Tage später stattfindenden antifaschistischen Gegendemonstrationen hervorhoben. Im intensiven Deutungskampf Mitte der 1930er Jahre kam es entscheidend auf die Inszenierung, Repräsentation und Interpretation der Ereignisse auf den Straßen und Plätzen von Paris an und darauf, dem sich dort artikulierenden diffusen Bedürfnis nach volksnäheren Politikformen einen klaren Richtungssinn zu verleihen. Das war umso wichtiger, als Sozialisten und Kommunisten verstärkt die progressiven Mittelschichten ansprachen, während die rechtsradikalen Ligen ihren Einfluss in die Arbeiterschaft auszuweiten versuchten. Erstere bahnten die Volksfrontkoalition mit den radikalen Republikanern an, die im Mai 1936 siegreich aus den Parlamentswahlen hervorging. Doch der linke Appell an nationale Einheit und Disziplin war doppeldeutig. Er überschritt sich mit der rechten Rhetorik, und er überdeckte die Bruchlinien einer gleichzeitig heterogenen und auf einer fluiden Massenbasis beruhenden Koalitionsregierung nur vorübergehend. Intern zeigten sich

54 Jessica Wardhaugh: *In Pursuit of the People. Political Culture in France, 1934-39*, Palgrave Macmillan, Basingstoke 2009.

55 Vgl. Robert Soucy: *French Fascism. The Second Wave, 1933-39*, Yale UP, New Haven, CT 1995; William Irvine: *Fascism in France and the Strange Case of the Croix de Feu*, in: *Journal of Modern History* 63 (1991), S. 271-295 und dagegen die klassische Einordnung der radikalen Rechten der 1930er Jahre in eine bonapartistische Traditionslinie bei René Rémond: *Les droites en France*, Aubier, Paris 1982³, S. 195-230. Eine wichtige Studie, die ‚links‘ und ‚rechts‘ mit einem modifizierten totalitarismustheoretischen Ansatz in den Blick nimmt, ist Andreas Wirsching: *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918-1933/39: Berlin und Paris im Vergleich*, Oldenbourg, München 1999.

führende Volksfrontpolitiker besorgt über die Streikwelle, die zwischen Wahlsieg und Regierungsantritt ausbrach, ihre Autorität zu untergraben drohte und von rechten Stimmen als Symptom ihrer Legitimationsschwäche interpretiert wurde.

Die rechtsradikalen Bemühungen um die Definitionsmacht über Nation und Volk setzten sich auch nach der Auflösung der *Croix de Feu* und der übrigen Ligen fort, als sich die *Parti Social Français* des Colonel de la Rocque und die *Parti Populaire Français* des früheren Kommunisten Jacques Doriot formierten. Am 4. Oktober 1936 im und um den Parc des Princes demonstrierten die beiden Lager sogar unter Verwendung ähnlicher Symbole gegeneinander. Die Volksfront bewies zwar eine noch heute beeindruckende kulturpolitische Aktivität, doch tat sie sich im Kampf um die legitime Repräsentation des *peuple* schwerer, als es die zeitgenössischen Radiosendungen, Filme und Theaterstücke suggerieren. Im Herbst und Winter 1936/37 begannen Streiks, die Regierung herauszufordern. Eine linke Demonstration gegen eine Filmveranstaltung der *Parti Social Français* im nördlich von Paris gelegenen Clichy endete in blutigen Auseinandersetzungen mit der Polizei. Dadurch wurde das Bild einer gefährlichen, von Agitatoren verführten Masse statt eines reifen und einigen Volkes evoziert, was die Kluft zwischen Arbeiterschaft und Mittelschichten vertiefte. In der politischen Rhetorik, auch bei Ministerpräsident Léon Blum, verschob sich angesichts der angespannten inneren und äußeren Situation der Akzent vom *peuple* hin zu nationaler Einheit und entschiedener Führung. Diese Verschiebung wurde jedoch von der Volksfront nicht mitvollzogen. Stattdessen kam sie autoritär auftretenden radikalen Republikanern wie Édouard Daladier zugute, der 1938 Premierminister wurde. Die Inszenierung des 14. Juli 1939 betonte folglich Einigkeit und Disziplin der Franzosen anstelle von politischer Partizipation.

Jessica Wardhaughs Studie überzeugt in empirischer wie in konzeptioneller Hinsicht. Im Unterschied zu weiten Teilen der bisherigen Forschung betrachtet sie die mittleren und späten 1930er Jahre als Periode eigenen Rechts, die weder in Niedergang noch in Verteidigung der Dritten Republik, weder in einem Aufgalopp zu Vichyregierung und Kollaboration noch in der Vorgeschichte der Nachkriegsjahrzehnte aufgeht.⁵⁶ Dieser Ansatz ist einer konfrontativen politischen Kultur angemessen, in der Linke wie Rechte schnell aufeinander reagierten und sich dasselbe rhetorische und symbolische Terrain streitig machten. Eingeständenermaßen konzentriert sich Wardhaugh jedoch auf Paris. Das ist ihr angesichts von Materialfülle und Scharfsinn des Buches nicht zum Vorwurf zu machen, wirft jedoch die Frage auf, ob sich der gewählte Ansatz auf alle französischen Städte und Regionen gleichermaßen übertragen ließe. In der insgesamt nach wie vor dominant ländlichen Gesellschaft Frankreich war in den 1930er Jahren ebenfalls ein kommunistischer und ein rechtsradikaler Trend zu verzeichnen. Doch scheint es im Vergleich zu Paris weniger symbolisch aufgeladene Orte, mediale Aufmerksamkeit und direkte rituelle und physische Konfrontation gegeben zu haben.⁵⁷ Das institutionelle und kulturelle Ensemble der Dritten Republik geriet zwar auch in der Provinz unter Druck, hatte aber doch eine größere Beharrungskraft als in der volatilen und radikalen Hauptstadt.

56 Damit vollzieht sie eine ähnliche Bewegung, wie sie für die Weimarforschung seit längerem gefordert und in letzter Zeit auch umgesetzt wird. Vgl. u.a. Peter Fritzsche: Did Weimar Fail?, in: *Journal of Modern History* 68 (1996), S. 629-656; Nadine Rossol: *Performing the Nation in Interwar Germany. Sport, Spectacle and Political Symbolism 1926-1936*, Palgrave Macmillan, Basingstoke 2010.

57 Vgl. Laird Boswell: *Rural Communism in France, 1920-1939*, Cornell UP, Ithaca, NY 1998; Robert Paxton: *French Peasant Fascism: Henri Dorgère's Greenshirts and the Crises of French Agriculture, 1929-1939*, Oxford UP, New York 1997.

Demonstrationen und Gegendemonstrationen, selbst der 6. Februar 1934, die Streikwelle von 1936 und die Ausschreitungen in Clichy verblissen angesichts der Gewalt des Spanischen Bürgerkrieges. Doch diese Gewalt sei, so argumentiert Martin Baumeister, von der historischen Forschung lange Zeit eher aus Ideen und vorgängigen Mentalitäten abgeleitet als selbst zum Analysegegenstand erhoben worden.⁵⁸ Einige der Autorinnen und Autoren, die in den letzten Jahren neue Perspektiven verfolgt haben, sind nun in einem von ihm und Stefanie Schüler-Springorum herausgegebenen Sammelband vertreten. Sie alle lassen die analytisch unbefriedigende Unterscheidung zwischen ‚gutem‘ republikanischem und ‚bösem‘ franquistischem Lager hinter sich und nehmen stattdessen – insofern Wardhaugh's Studie zu Frankreich vergleichbar – das Wechselspiel zwischen beiden in den Blick. Ihre empirischen Studien werden von interessanten grundsätzlichen Reflektionen gerahmt. So argumentiert Roger Chickering, dass das ohnehin vielschichtige Konzept des Totalen Krieges hier aufgrund der mangelnden Modernität des Konflikts nur bedingt passe, aber doch wichtige Aspekte erschließen könne. Nicht nur avancierte Spanien zum Testfeld italienischer und deutscher Militärtechnologie, der Bürgerkrieg mobilisierte auch die gesamte Gesellschaft, was in neuen Zwängen resultierte. Zentralistische, von Erfahrungen des Ersten Weltkriegs inspirierte Planung dominierte von vornherein im nationalistisch besetzten Spanien, setzte sich aber auch im republikanischen Lager durch, in dem der Ansatz der Kommunisten trotz aller Widerstände immer mehr an Plausibilität gewann. Über die iberische Halbinsel hinaus markierte die Totalisierung des Krieges das Ende der pazifistischen Hoffnungen der Zwischenkriegszeit, wie Jay Winter anhand der Pariser Weltausstellung von 1937 zeigt, auf der Picassos *Guernica* neben fortschrittsoptimistischen Lichtinstallationen, aber auch den Pavillons des nationalsozialistischen Deutschland und der stalinistischen Sowjetunion zu sehen war.

Der erste Hauptteil des Bandes ist der Mobilisierung für den Bürgerkrieg gewidmet. Xosé-Manoel Núñez Seixas arbeitet heraus, dass beide Lager den Konflikt als patriotischen Kampf gegen Invasoren und Verräter verstanden, was von Soldaten ausweislich ihrer Briefe aufgegriffen und mit anderen Identitäten amalgamiert wurde. Mary Vincent analysiert den Bürger- als Religionskrieg, in dem Antiklerikale wie Katholiken danach strebten, den gesellschaftlichen Einfluss des weltanschaulichen Gegners durch rituelle Gewalt zu eliminieren. Neben dem nationalistischen und dem katholischen gab es im franquistischen Lager auch einen faschistischen Strang, den Ismael Saz vor allem am wachsenden Einfluss der Falangepartei festmacht. Ferner argumentiert er, dass die Intervention Italiens und Deutschland nach anfänglichem traditionell-außenpolitischem Zögern als dezidiert faschistischer Schritt zu verstehen sei. Die sich aus verschiedenen ideologischen Quellen speisende Mobilisierung bezog auch Kinder ein. Wie Till Kössler zeigt, war dabei das moderne Projekt der Erziehung zu modellhaften Spaniern mindestens ebenso wichtig wie die direkte Militarisierung, brach sich jedoch an den Realitäten der Kriegsjahre und teilweise auch am Eigensinn der Kinder.

Die im zweiten Teil behandelte Gewalt hinter der Front fand auf beiden Seiten statt. Javier Rodrigo arbeitet die Rationalität eines Vorgehens heraus, das darauf zielte, die Zivilbevölkerung zu ‚reinigen‘ und zur Loyalität zu zwingen. Zweifellos war Gewalt hinter der Front bei den Rebellen weiter verbreitet, doch wie José Luis Ledesma ausführt, gab es immerhin ca. 55.000 Opfer der Republikaner. Der entscheidende Unterschied besteht darin, dass die Regierung hier nach anfänglicher Eskalation infolge von Invasion und Machtfragmentierung

⁵⁸ Martin Baumeister/Stefanie Schüler-Springorum (Hsrg.): „If You Tolerate This...“ The Spanish Civil War in the Age of Total War, Campus, Frankfurt a. M./New York 2008.

die Gewalt eindämmte, während sie unter Franco systematisch und bis weit in die Jahre seiner Diktatur hinein betrieben wurde.

Der dritte Teil des Bandes wendet sich der Kriegsgewalt im engeren Sinne zu. Diese wurde in ihrer extremen Form durch Kolonialtruppen, die mit italienischer und deutscher Hilfe übersetzten, gewissermaßen aus Marokko reimportiert. Nach anfänglichen Anpassungsschwierigkeiten verlieh dies den Rebellen einen entscheidenden militärischen Vorteil, wie Sebastian Balfour betont. Michael Seidman widmet sich dagegen den nicht weniger wichtigen Realitäten der Versorgung mit Nahrungsmitteln, Alkohol und Kleidung sowie der militärischen Ausbildung und ideologischen Schulung; er kann zeigen, dass das Lager Francos auch in diesen Bereichen die Oberhand behielt, während sich die republikanische Seite trotz des wachsenden kommunistischen Einflusses deutlich schwerer tat, Disziplin und Loyalität der Truppen aufrecht zu erhalten. Die Piloten der berüchtigten Legion Kondor, in deren Kriegswahrnehmung sich Karrierestreben, Todesnähe und iberische Exotik verbanden, werden von Stefanie Schüler-Springorum behandelt. Gabriele Ranzato argumentiert in (zu) knapper Form, dass diese Bombardierungen aus der Luft die stärkste Verbindungslinie zwischen Spanischem Bürgerkrieg und Zweitem Weltkrieg darstellten. Im Vergleich zum griechischen Bürgerkrieg der 1940er Jahre überwiegen dagegen die Unterschiede, wie Stathis N. Kalyvas anhand des internationalen Kontextes, der ideologischen und gesellschaftlichen Mobilisierung, der Gewaltpraxis und der politischen Folgewirkungen betont.

Im Einklang mit anderen jüngsten Studien liegt der Schwerpunkt des Bandes also auf der Mobilisierung durch kulturelle Deutungsmuster und der Praxis von Gewalt, die sowohl in transnationaler Perspektive wie auf mikrosozialer Ebene analysiert wird.⁵⁹ Die Autorinnen und Autoren betonen durchweg Kontingenz und Entscheidung. Zweifellos gab es in der spanischen Gesellschaft des frühen 20. Jahrhunderts tiefe soziale und weltanschauliche Gegensätze. Aber erst dann, als hohe Militärs putschten, die Eroberung Madrids scheiterte und Italien und Deutschland für Intervention optierten, wurden die ‚beiden Spanien‘ als solche konstruiert.⁶⁰ Die Totalisierung des Bürgerkrieges setzte diese binäre Logik gewaltsam durch und speiste sich umgekehrt aus ihr. Andere Ansätze, etwa in der von Kössler thematisierten, sich vor 1936 durchaus der modernen Gesellschaft öffnenden katholischen Kindererziehung, traten demgegenüber in den Hintergrund. Die Erbitterung des Konflikts wurde noch dadurch verschärft, dass sich beide Seiten dasselbe kulturelle Terrain streitig machten, wie Núñez Seixas‘ und Vincents Beiträge zu Nationsvorstellungen und Religiosität zeigen. Zentralistisch-autoritäre Politikansätze gewannen an Plausibilität, und dass dies im pluraleren republikanischen Lager umstritten blieb, trug zu dessen relativer Schwäche bei. Mithin hat die Geschichte des Spanischen Bürgerkriegs, wie sie sich im Lichte der neueren Forschung abzeichnet, etwas nachhaltig Verstörendes. Sie eignet sich kaum noch zur retrospektiven moralischen Identifikation, auch wenn die Verantwortung der Rebellen für den Konflikt in der seriösen Forschung unstrittig ist.

Der Spanische Bürgerkrieg wurde europaweit intensiv verfolgt, nicht zuletzt in der Sowjetunion. Ein Kapitel in Karl Schlöglers faszinierendem Buch „Terror und Traum“ beschreibt,

59 Vgl. das Fazit von Till Kössler: Mobilisierung, Gewalt, Erinnerung. Neue Ansätze in der Forschung zum Spanischen Bürgerkrieg, in: NPL 52 (2007), S. 431-455, hier: S. 454f. Vgl. auch den in vieler Hinsicht ähnlich wie Baumeister/Schüler-Springorum ansetzenden Sammelband von Chris Ealham/Michael Richards (Hrsg.): *The Splintering of Spain. Cultural History and the Spanish Civil War 1936-1939*, Cambridge UP, Cambridge 2005.

60 So das Argument von Juliá: *España sin Guerra Civil* (wie FN 28), bes. S. 139-145.

wie im Jahre 1937 Moskau selbst als Stadt im Krieg repräsentiert wurde.⁶¹ Tägliche intensive Berichterstattung, die militärische Schulung von Erwachsenen und Kindern, Solidaritätskundgebungen und Spendensammlungen eliminierten die Distanz zu den geographisch fernen Ereignissen. Gleichzeitig wurde die stalinistische Praxis, Fehler und Niederlagen auf Sabotage und Verrat zurückzuführen und die vermeintlichen Täter gnadenlos zu verfolgen, auf Spanien übertragen. In einer Zeit, in der die nazideutsche Bedrohung durch die Aktivitäten von Agenten sowie fortgesetzte Aggression im ostmitteleuropäischen Raum näherzurücken schien, glaubte die Sowjetführung, sich keinerlei Naivität und Schwäche im Inneren leisten zu können. Sie war gleichzeitig paranoid und glaubte an die Überlegenheit des eigenen Modells, wie der Pavillon auf der Pariser Weltausstellung zeigt. Hier wurden die vergangenen zwei Jahrzehnte in Form einer Modernisierungserzählung präsentiert, welche die Brücke zum allgemein verbreiteten Fortschrittsdenken schlug. Moskau war somit einerseits mit Europa eng verbunden, grenzte sich jedoch andererseits von ihm ab. In allen Bereichen, bis hin zur Interpretation klassischer Musik, glaubte man sich der europäischen Konkurrenten überlegen. Der vorherrschende, den Krieg antizipierende Sowjetpatriotismus erkannte allenfalls Amerika als legitime – und oft durchaus positiv wahrgenommene – Konkurrenzgesellschaft an. Diese Haltung fand in der Verurteilung und Exekution von österreichischen, holländischen oder bulgarischen Kommunisten sowie von zahlreichen Sowjetbürgern mit deutschen oder französischen Kontakten ihren deutlichsten Niederschlag. Ein wohlwollender Beobachter wie Lion Feuchtwanger sah die Sowjetunion als unverzichtbare Garantiemacht eines europäischen Antifaschismus, äußerte aber gegenüber seiner Betreuerin während des Aufenthalts, „er ziehe es doch vor, in Europa zu leben“ (S. 131).

Einiges davon hätte man auch anderswo nachlesen können, doch Schlögels Leistung liegt darin, dass er die Ambivalenzen des Stalinismus im metropolitenen Raum aufspürt und souverän darstellt. 1937 konnten die Moskauer im Zeichen einer regelrechten „Bildungsexplosion“ (S. 213) an den Feiern zu Puschkins 100. Todestag teilnehmen, im Radio die charakteristische „Mischung aus Propaganda, Folklore, Poesie“ (S. 288), hören oder im neu eröffneten Gorki-Park Sport treiben. Sie bewegten sich jedoch gleichzeitig am Rande der völligen Erschöpfung. Die erst vor kurzem aus ländlichen Gegenden der Sowjetunion migrierten Neumoskauer arbeiteten auf Baustellen oder in Industriewerken, litten unter der Lebensmittelknappheit und lebten in behelfsmäßigen Unterkünften an den Rändern der Stadt ohne Verkehrsanbindung und Infrastruktur.⁶² Als der Große Terror einmal begonnen hatte, entluden sich die extremen Spannungen und bitteren Ressentiments, die sich in solchen Laboratorien der stalinistischen Gesellschaft angestaut hatten, in einer Vielzahl von Denunziationen.⁶³ Der Verhaftungs- und Exekutionswelle fielen auch zahlreiche Fabrikdirektoren, Leiter von Bauprojekten und Arbeitslagern und mit der Bevölkerungserfassung beschäftigte Statistiker zum Opfer – sogar die Direktorin des Gorki-Parks wurde inhaftiert und später verbannt. Selbst das Adressbuch von 1936, das keine Namen von Anwälten, Ärzten oder Kleinunternehmern mehr enthielt und insofern die stalinistische Gesellschaftspolitik widerspiegelte, war ein Jahr später schon wieder überholt. Die Geheimpolizei fertigte

61 Karl Schlögel: *Terror und Traum. Moskau 1937*, Hanser, München 2008.

62 Vgl. dazu David L. Hoffmann: *Peasant Metropolis. Social Identities in Moscow 1929-1941*, Cornell UP, Ithaca, NY 1994.

63 Schlögel folgt hier der wichtigen Studie von Wendy Z. Goldman: *Terror and Democracy in the Age of Stalin. The Social Dynamics of Repression*, Cambridge UP, Cambridge 2007, die anhand von Moskauer Fabriken und Gewerkschaften die Wechselbeziehungen zwischen ‚oben‘ und ‚unten‘ im Großen Terror analysiert.

Listen an, aus denen hervorgeht, in welchen Wohngebieten sich ihre Verhaftungstätigkeit konzentrierte. Und sie erweiterte die Moskauer Topographie um den Schießplatz von Butowo am Stadtrand, auf dem an einem typischen Tag 100 bis 160 Geistliche und Künstler, Arbeiter und Bauern von alkoholisierten Vollstreckungsbeamten getötet wurden.

„Terror und Traum“ ist ein beeindruckendes aber nicht unumstrittenes Buch. Gegen Schlögels Vorgehen ist eingewandt worden, dass die Verbindungen zwischen den einzelnen Kapiteln (teilweise handelt es sich sogar eher um Vignetten) nicht explizit herausgearbeitet oder durch eine übergreifende These hergestellt würden.⁶⁴ Teilweise liegt das in der durchaus nachvollziehbaren Intention des Autors begründet, den ambivalenten und noch heute verstörenden Charakter des Stalinismus nicht im Modus der historischen Erklärung aufheben zu wollen. Implizit wird aber doch ein roter Faden deutlich, nämlich die umfassende kulturelle und gesellschaftliche Durchsetzung des Sowjetpatriotismus im Moskauer Stadtraum, mit der Stoßrichtung, dessen Heterogenität und Fluidität zusammenzuhalten und zu überwinden. Darauf liefen laut Schlögel die zahlreichen Rituale und Symbole, die unaufhörliche Propaganda sowie der rasche Aufstieg einer neuen, genuin stalinistischen Elite auf Kosten von Abertausenden vermeintlicher Feinde hinaus; insofern hätte eigentlich nichts dagegen gesprochen, sein Buch mit einem konventionellen Fazit zu beenden.

Ferner haben Osteuropahistoriker eingewandt, dass Schlögel den Bezug zur Moskau zuweilen aus den Augen verliere und die zum Großen Terror führenden Entscheidungsprozesse nicht überzeugend analysiere.⁶⁵ Doch ist es gerade ein wichtiger Befund des Buches, dass Spanischer Bürgerkrieg und Pariser Weltausstellung, Expeditionen in den arktischen Raum oder nach Amerika durch die sowjetpatriotische Presseberichterstattung so dargestellt wurden, dass sie untrennbar mit Moskau verbunden erschienen. Die Kritik an dem, was Schlögel über die zum Großen Terror führenden Entscheidungen schreibt, mag richtig sein,⁶⁶ doch liegen darin nicht Ambition und Leistung des Buches. Rhetorik und Theatralität von Schauprozessen und ZK-Tagungen zu analysieren, erscheint jedenfalls aus der Perspektive einer politischen Kulturgeschichte als interessante Erweiterung. Vor allem aber überzeugt die chronotopische Darstellung von Schrecken und Faszination des Stalinismus, und angesichts der wachsenden Zahl von auf Archivquellen basierenden Monographien lässt sich zur Abwechslung durchaus die essayistische Annäherung an einzelne zentrale Texte goutieren. So entsteht das Panorama eines metropolitanen Raums, in dem sich Vergnügen und Erschöpfung, Mangel und imaginärer Überfluss, enthusiastisch gefeiertes Leben und gewaltsamer Tod zeitlich überlappten und räumlich nahe beieinander lagen. Anhand von Moskau lässt sich konkret beobachten, wie der stalinistische Versuch der gewalt-

64 So Felix Schnell: Rezension Karl Schlögel, *Terror und Traum*. Moskau 1937. München 2008, in: *H-Soz-u-Kult*, 08.10.2009. URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2009-4-027>> [Zugriff: 24. 09.2011].

65 Jörg Baberowski: *Leben im Ausnahmezustand*. Karl Schlögel: *Terror und Traum im Jahr 1937*, in: *Osteuropa* 59 (2009), H. 1, S. 51-60, bes. S. 58; Schnell: Rezension Schlögel. Die Rezension im Fach fällt somit kritischer aus als im Feuilleton, vgl. etwa Michael Jeismann: *Stalin bekämpfte seine Angst*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5.12.2008.

66 Schlögel lehnt sich an J. Arch Gettys Deutung des Großen Terrors als einer Art Flucht nach vorn an, etwa in „Excesses are not permitted“. *Mass Terror and Stalinist Governance in the late 1930s*, in: *Russian Review* 61 (2002), S. 113-138. Dagegen ordnet Jörg Baberowski: *Der rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus*, DVA, München 2003 den Terror in die längerfristigen Kontinuitäten der bolschewistischen Gewaltkultur ein.

samen Europäisierung einer multiethnischen und dominant ländlichen Gesellschaft in ebenso gewaltsame sowjetpatriotische Selbstabgrenzung umschlug.⁶⁷

Um sich der politischen Landschaft Europas in den 1930er Jahren zu nähern, sind also neben empirisch gründlichen und methodisch reflektierten Monographien auch Bücher hilfreich, die wie „Terror und Traum“ mit neuen Formen der historischen Darstellung experimentieren. Aus der Distanz eines Dreivierteljahrhunderts wird das vielfältige Spektrum zeitgenössischer Ansätze deutlich, die vom sozialdemokratischem Reformismus über demokratischen Konservatismus bis zu Faschismus und Stalinismus reichten. Gerade der synkretistische Charakter der unterschiedlichen politischen Kulturen legitimierte extreme Projekte der ‚Reinigung‘, mit denen sich neue Eliten etablierten: die Militärs um Franco, das neue Führungspersonal der stalinistischen Sowjetunion, auch die „Generation des Unbedingten“ im SS-Apparat, der die wechselseitige Annäherung zwischen NS-Regime und deutscher Gesellschaft suspekt war und die auch deshalb den Einfluss von ‚Gegnern‘ gnadenlos eliminieren wollte.⁶⁸ Ende der 1930er Jahre gewannen diese Eliten der gesellschaftlichen ‚Reinigung‘ die Oberhand, zumal sie zunehmend gesamteuropäisch agierten, während dies dem sozialdemokratischen Reformismus oder dem demokratischen Konservatismus allenfalls noch sehr eingeschränkt möglich war. Sie übten damit immensen Druck aus, der auch Republikaner wie die Ministerpräsidenten Juan Negrín und Édouard Daladier zu autoritär-zentralistischem Vorgehen bewog. Ambivalenz durchzog damit die politische Kultur Europas in den 1930er Jahren, doch wurde sie immer weniger hingenommen, geschweige denn zur Grundlage pluralistischer Vorstellungen erhoben.

5. Fazit

Die in diesem Forschungsbericht besprochenen Bücher vermitteln neue Einblicke in die Vielfalt der europäischen Geschichte der Zwischenkriegszeit. Nationalismus und Konsumkultur waren nicht nur gleichermaßen bedeutsame sondern auch jeweils in sich heterogene Phänomene. Wie Stephanie Zloch und Xosé-Manoel Núñez Seixas zeigen, gab es auch und gerade in den 1930er Jahren ‚linke‘ Versuche, die Nation zu vereinnahmen. Aus Paul Hanebrinks Arbeit geht hervor, dass konservative Leitbilder wie das ‚christliche Ungarn‘ sich mit rechtsextremen Vorstellungen amalgamierten und gleichzeitig mit ihnen konkurrierten. Martin Pugh arbeitet heraus, wie sich in Südengland die Konsumgesellschaft durchsetzte und die konservative *property-owning democracy* unterfütterte, während Gideon Reuveni die Verbreitung individualisierten Leseverhaltens in der Weimarer Republik nachzeichnet. Diese Vielfalt wirkte sich auf die politische Kultur aus, die selbst in den 1930er Jahren nicht im Schlagwort der ‚Krise‘ der Demokratie aufgeht, sondern sich auch auf der linken Seite des Spektrums durch große Dynamik auszeichnete. Gerade aus den heterogenen Leitbildern und ergebnisoffenen Prozessen der Epoche resultierten die Versuche franquistischer Militärs, stalinistischer Funktionäre oder SS-Intellektueller, Homogenität gewaltsam herzustellen. Dass diese Versuche am Ende ‚erfolgreich‘ waren, hatte mit Kontingenz und Entscheidung zu tun, lässt sich jedoch nicht ohne ihre zeitgenössische Plausibilität erklären.

⁶⁷ Vgl. auch Hoffmann: *Stalinist Values* (wie FN 44), der den Stalinismus als Teil und Zuspitzung eines gemeineuropäischen Trends zur Steuerung und Indoktrination ganzer Gesellschaften interpretiert.

⁶⁸ Michael Wildt: *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburger Edition, Hamburg 2003.

Auch ein breit angelegter Forschungsbericht wie dieser kann keine Vollständigkeit beanspruchen. Vor allem drei Bereiche sind hier nicht näher behandelt worden, teils aufgrund des Schwerpunkts auf Nationalismus, Konsum und politischer Kultur, teils weil sich wesentliche neue Erkenntnisse erst abzuzeichnen beginnen. Erstens betrifft dies die Jahre nach 1918. Hier wird es darauf angekommen, die derzeit vergleichend erforschte paramilitärische Gewalt analytisch mit dem zeitgleich stattfindenden Übergang von der Kriegs- zur Nachkriegsgesellschaft zusammenzubringen.⁶⁹ Auch die Revolutionen von 1918/19 scheinen eine neue Runde geschichtswissenschaftlicher Auseinandersetzung zu verdienen.⁷⁰ Zweitens sind in den letzten Jahren verschiedene Arbeiten erschienen, die vor allem Deutschland mit anderen Ländern vergleichen. Die Tendenz ist, ältere Annahmen einer längerfristigen deutschen Sonderentwicklung zugunsten europäischer Gemeinsamkeiten zu relativieren, dabei jedoch eine besondere Zuspitzung und Überlagerung moderner Problemlagen in der Weimarer Republik herauszuarbeiten.⁷¹ Drittens richtet sich wachsende Aufmerksamkeit auf die umstrittenen Grenzen Europas. Schlögels Studie zum stalinistischen Moskau und Sebastian Balfours Forschungen zu den kolonialen Ursprüngen und Gewaltpraktiken bei Francos Rebellen bieten hierzu bereits wichtige Anhaltspunkte.⁷² Überhaupt werden die Kolonien als Probiefeld für später reimportierte militärische Neuerungen wie etwa die Bombardierung von Zivilbevölkerungen in den Blick genommen.⁷³ Und Historiker widmen sich verstärkt dem Verhältnis Europas zum Islam, vom Vorgehen der Pariser Polizei gegenüber algerischen Einwanderern bis zur stalinistischen Verfolgungspraxis in Aserbeidschan.⁷⁴

In jedem Fall gehört zur Analyse von Vielfalt das Insistieren auf komplexen Kontinuitäten. Im Lichte der jüngsten Forschung wird einerseits deutlicher als früher, was die 1920er und 1930er Jahre mit dem 19. Jahrhundert verband. Andererseits verweist die Periode in vieler Hinsicht auf die Konsumgesellschaft der 1950er und 1960er Jahre. Sie erscheint als Zeit, in der Sozialdemokraten, Katholiken und ‚Technokraten‘ den Interventionsstaat konzipierten, wie er sich nach 1945 durchsetzen sollte.⁷⁵ So wenig sich die nachhaltigen Folgen

69 Vgl. etwa Bruno Cabanes: *La victoire épuisée. La sortie de guerre des soldats français (1918-1920)*, Seuil, Paris 2004.

70 So auch für Deutschland der Hinweis von Benjamin Ziemann: *Weimar was Weimar. Politics, Culture and the Emplotment of the German Republic*, in: *German History* 28 (2010), S. 542-71, hier: S. 567f. Einige neue Beiträge versammelt Alexander Gall (Hrsg.): *Die vergessene Revolution von 1918/19*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2010.

71 Vgl. etwa Bernhard Rieger: *Technology and the Culture of Modernity in Britain and Germany, 1890-1945*, Cambridge, Cambridge UP 2005; Christiane Reinecke: *Grenzen der Freizügigkeit. Migrationskontrolle in Großbritannien und Deutschland*, Oldenbourg, München 2010; Petra Weber: *Gescheiterte Sozialpartnerschaft – Gefährdete Republik? Industrielle Beziehungen, Arbeitskämpfe und der Sozialstaat. Deutschland und Frankreich im Vergleich (1918-1933/39)*, Oldenbourg, München 2010.

72 Vgl. auch dessen Buch *Deadly Embrace. Morocco and the Road to the Spanish Civil War*, Oxford UP, Oxford 2002.

73 Thomas Hippler: *Krieg aus der Luft: Konzeptionelle Vorüberlegungen zur Entstehungsgeschichte des Bombenkriegs*, in: Wolfgang Hardtwig (Hrsg.): *Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900-1933*, Oldenbourg, München 2007, S. 403-422.

74 Clifford Rosenberg: *Policing Paris. The Origins of Modern Immigration Control Between the World War*, Cornell UP, Ithaca, NY 2003; Jörg Baberowski: *Der Feind ist überall. Stalinismus im Kaukasus*, DVA, Stuttgart 2003. Interessant zu den Beziehungen zwischen ‚Europa‘ und Islam könnte auch die Monographie von Uğur Ümit Üngör: *The Making of Modern Turkey. Nation and State in Eastern Anatolia, 1913-1950*, Oxford UP, Oxford 2011 sein, die nicht mehr eingesehen werden konnte.

75 Hilson, *Nordic Model* (wie FN 50); Philip Nord: *France's New Deal. From the Thirties to the Postwar Era*, Princeton UP, Princeton, NJ 2010.

des Ersten Weltkriegs bestreiten lassen, gehen die 1920er und 1930er Jahre doch nicht in ihnen auf, sind nicht primär als Phase der traumatischen Erinnerung an die jüngste Vergangenheit zu beschreiben. Und sie lassen sich bei allen evidenten Verbindungslinien nicht sinnvoll als Vorbereitungsphase des Zweiten Weltkriegs interpretieren. Dieser zeichnete sich erst in den späten 1930ern ab, und er wurde selbst dann noch als radikaler Zivilisationsbruch wahrgenommen. Einer der von der wachsenden Gewissheit eines erneuten Konflikts erschütterten Zeitgenossen war Ernst Reuter, der im Mai 1939 aus dem türkischen Exil schrieb: „[...] die Lust zum Briefeschreiben wird eingeengt durch die Schnelligkeit, mit der sich alles entwickelt. Kaum hat man einen Brief geschrieben, ist alles schon nicht mehr richtig, was man schrieb, oder ganz uninteressant geworden. Es bleibt uns nur die traurige Gewißheit, daß es nach soviel Schwäche und Unverstand der Welt doch noch zu einem Kriege kommen wird, der Furchtbare aus seinem Schoße gebären wird.“⁷⁶

Anschrift des Verfassers: Dr. Moritz Föllmer, Universiteit van Amsterdam, Departement Geschiedenis, Archeologie en Regiostudies, P.C. Hoofthuis, Spuistraat 134, 1012 VB Amsterdam, Niederlande.

E-Mail: m.foellmer@uva.nl

Auswahlbibliographie

- Aftershocks: Violence in Dissolving Empires after the First World War, Special Issue, Contemporary European History 19 (2010), Heft 3.
- Baumeister, Martin/Stefanie Schüler-Springorum (Hsrg.): „If You Tolerate This...“ The Spanish Civil War in the Age of Total War, 300 S., Campus, Frankfurt a. M./New York 2008.
- Hanebrink, Paul A.: In Defense of Christian Hungary. Religion, Nationalism, Antisemitism, 1890-1944, 255 S., Cornell UP, Ithaca, NY 2006.
- Pugh, Martin: ‚We Danced All Night‘. A Social History of Britain Between the Wars, 495 S., Bodley Head, London 2008.
- Quiroga, Alejandro: Making Spaniards. Primo de Rivera and the Nationalization of the Masses, 1923-30, Palgrave Macmillan, Basingstoke 2007.
- Rulof, Bernard: Een leger van priesters voor een heilige zaak. SDAP, politieke manifestaties en massapolitiek 1918-1940, 399 S., Wereldbibliotheek, Amsterdam 2007.
- Schlögel, Karl: Terror und Traum. Moskau 1937, 812 S., Hanser, München 2008.
- Stewart, Mary Lynn: Dressing Modern Frenchwomen. Marketing Haute Couture, 1919-1939, 305 S., Johns Hopkins UP, Baltimore 2008.
- Wardhaugh, Jessica: In Pursuit of the People. Political Culture in France, 1934-39, 320 S., Palgrave Macmillan, Basingstoke 2009.
- Zloch, Stephanie: Polnischer Nationalismus. Politik und Gesellschaft zwischen den beiden Weltkriegen, 631 S., Böhlau, Köln 2010.

⁷⁶ Ernst Reuter an Heinz Guradske, 18.5.1939, in ders.: Schriften Reden, Bd 2. Artikel Briefe Reden 1922 bis 1946, hrsg. Hans J. Reichhardt, Berlin 1973, S. 504.

